D.Lit.
1731
Rara

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Preis der Materie 6 ℛ.
Einband 6 ..
Summa 12 ..

Nicht ausleihbar

C

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die überfallene Feldpost.

Ju

Glockenruf. —
Vater Blü
Aus dem L
das Leben.
Die Lavine
rad. — Ve
beherzte Fl
steller. —

Die überfallene Feldpost.

Deutscher
Jugend-Almanach.

Ein

Geschenk für fleißige Kinder,

von

P. J. Beumer.

VI. Jahrgang.

Erste Abtheilung.

Inhaltsverzeichniß.

Glockenruf. — Wie ein König mit armen Hirten betet. — Noch einige Erinnerungen an Vater Blücher. – Die beiden Handwerksburschen. — Das Mädchen von Sasbach. — Aus dem Leben Gottfried's von Bouillon. — Ein Kind rettet Friedrich dem Großen das Leben. — Maximilians Zweikampf. — Der Sperling. — Vive la republique! — Die Lavine. — Treue Hand geht durch's ganze Land. — Die Raben des heiligen Meinrad. — Vergeltung. — Kriegsbild aus dem Ungarnkriege. — Die Hauskatze. — Der beherzte Flötenspieler. — Das Examen. — Die fromme Tante. — Heinrich der Vogelsteller. — St. Vitus zu Corvei. — Die Gemse.

Mit vier Steinzeichnungen.

Wesel,

Druck und Verlag von A. Bagel.

1851

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rara
D. Lit. 1731.
LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF
10. 1528.

Glockenruf.

Rufen nicht die Glockentöne:
Komm, o komm!
Erdentöchter, Erdensöhne,
Werdet fromm!
Mächtig tönen sie hernieder;
Tief im Herzen hallt es wieder!
Kindlein, wandle fromm!

Ruft es nicht, wenn Glocken schallen:
Komm, o komm!
Nahe dich des Tempels Hallen
Gern und fromm.
Habe lieb den Ort des Höchsten.
Gott ist mir, ich ihm am nächsten,
Wo ich bete fromm.

Darum, wenn die Glocken rufen:
Komm, o komm!
Nah' ich mich des Altars Stufen
Still und fromm.
Nie vergebens sei ihr Mahnen:
Werdet Gottes Unterthanen!
Ja, Herr, mach mich fromm!

Wie ein König mit armen Hirten betet.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, der von 1797 bis 1840 mit Liebe und Treue sein Land regierte, verstand auch, was der Glockenruf an das menschliche Herz für eine Botschaft bringt. Er ging seinen Unterthanen in allem Guten als ein erhabenes Muster voran, und seine innige Liebe zu Gott und zu seinen Worten gab er dadurch zu erkennen, daß er, in der Regel, die kirchliche Erbauung niemals versäumte, selbst wenn er sich auf Reisen befand, und die Umstände es irgend nur gestatteten. Als er im Jahre 1814, nach glorreicher Besiegung Napoleons, aus Frankreich zurückkehrte, reisete er

durch die Schweiz. Am 14. Juli wohnte er in der Grindelgemeinde des Berner Oberthals dem öffentlichen Gottesdienste bei, und erbaute durch seine Demuth und Erniedrigung vor dem Herrn der Heerschaaren alle Anwesende. Zur Erinnerung an diesen feierlichen Gottesdienst bewahrt die Gemeinde noch in dem Pfarrhause zu Grindelwald das Gesangbuch, dessen sich der König bediente, und darin stehen folgende Worte geschrieben:

„Der im verborgnen Thal mit Hirten Gott gelobt,
Des frommen Königs Herz ist edel und erprobt.
Wohl ihm, der nicht zu stolz, nicht eitel und vermessen,
Mit Menschen Mensch zu sein, auf hohem Thron vergessen;
Ihn ehret alles Volk mit doppeltem Vertrauen,
Es glaubt in seinem Wink den Wink des Herrn zu schauen.

Noch einige Erinnerungen an Vater Blücher.

Habe meinen kleinen Lesern schon Manches vom alten Blücher erzählt; weiß aber, daß sie gerne noch mehr von diesem wackern Haudegen hören mögen. Wer könnte auch von einem so ausgezeichneten Manne ganz aus erzählen? Diesmal aber bringe ich nur einzelne Charakterzüge aus dem vielbewegten Leben des Helden.

Wie Blücher einen blinden Lärm macht und darüber seinen Abschied erhält.

Blücher ist natürlich nicht von vornherein General-Feldmarschall gewesen, sondern hat's gehabt, wie die Andern, hat von der Pike an dienen müssen, wie man zu sagen pflegt. Unter dem alten Fritz aber hatte er's schon bis zum Rittmeister gebracht. Im Jahre 1763 schloß Friedrich II. Friede mit den Oesterreichern; das war dem Blücher nun durchaus nicht nach der Mütze, denn er liebte schon damals über Alles das Vorwärts. Was sollte er im Frieden treiben, besonders ohne viel Geld? Er spielte gern hoch und kühn. Aber um so schneller war seine Kasse leicht und leer. Mit dem Vergnügen und Zeitvertreib sah es denn schlecht aus.

„Gott sei Dank," sagte Blücher, „daß die Polen ein unmuthiges Volk sind! Der König mußte Truppen an die Grenze schicken, sie in Furcht und Zaum zu halten. Der General von Lossow bekam den Oberbefehl, und das Regiment, bei dem Blücher stand, wurde gleichfalls kommandirt. Das geschah im Jahr 1770. Die Polen ver-

fuhren gegen die preußischen Soldaten, wo sie ihnen heimlich und hinterrücks beikommen konnten, auf ganz schmähliche Weise mit Meuchelmord und allen Greuelthaten. Feldwachen, die einzeln standen, überfielen sie, marterten sie zu Tode und mißhandelten die Leichname. Blücher, der unterdessen Stabsrittmeister geworden war, durchschaute die Sache und sprach: Die polnischen Pfaffen sind Ursache von allem Uebel! Sie reizen das Volk zu Mord und Greueln an." Und als wieder ein Posten gemordet war, hielt er ein strenges Gericht. Er sprach über den Priester, der der Aufreizung zu Schandthaten verdächtig war, das Todesurtheil; ließ ihn zum Richtplatz führen; da wurde ein Grab für ihn gegraben; dann wurden ihm die Augen verbunden und die Soldaten mußten Feuer geben. Aber Blücher hatte die Gewehre nur blind laden lassen; denn er wußte wohl, daß er kein Recht hatte, Jemanden zu verurtheilen. Er wollte den Priester und seine Genossen nur schrecken und warnen. Er hatte es also gut vor, aber das Mittel tauchte nicht: denn als der Schuß fiel, wurde der arme Priester durch den Knall so erschreckt, daß er hinstürzte, als ob er getroffen wäre, und lebensgefährlich krank wurde.

Als der General diesen dummen Streich erfuhr, äußerte er sich darüber sehr unwillig, und als bald darauf die Stelle eines Schwadronführers erledigt war, wurde Blücher zur Strafe übergangen und der nächste Rittmeister ihm vorgezogen. Das konnte Blücher aber nicht ertragen; deshalb schrieb er an den Fritz: er wolle mit gekränkter Ehre nicht im Dienst bleiben, er bäte um seinen Abschied. Der Alte war aber kurz abgebunden, schickte den Blücher in Arrest und ließ ihm wissen, er solle sich eines Andern bedenken. Der Blücher dachte nun hin und her, aber er blieb dabei: ich muß meinen Abschied haben. „Auch gut," sagte der Fritz, der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheeren! Das war Anno 1773.

Blücher antwortet kurz und bündig.

Wie Blücher wieder Dienst genommen, wie er von Stufe zu Stufe gestiegen, und wie er in den Befreiungskriegen zur Rettung des Vaterlandes am meisten beigetragen, habe ich anderswo schon meinen kleinen Lesern erzählt. Die Scene seines Lebens war dies: Gebhard Lebrecht von Blücher hatte Muth und Gottvertrauen wie Einer; das Herz schlug ihm zu jeder Stunde nach der richtigen Art. Gegen Hohe und Niedrige, bei Tag und bei Nacht war er auf dem rechten Fleck, immer ein ganzer Mann. Oft im Kriege kamen zur Schlafens-Zeit

Meldungen an ihn. Kaum geweckt, wußte er Bescheid und stand Rede. Einstmals meldete man ihm: Napoleon führe so eben im Dunkel der Nacht eine unvorhergesehene Wendung aus, die den Unsrigen die Vortheile abschneide. Blücher rief schnell: „Da kann er die schönste Schmiere kriegen!" gab seine Befehle und schlief weiter. Ebenso war es vor der Schlacht bei Waterloo. Der Courier von Wellington, der ihm dessen Absicht meldete, morgen die Schlacht zu liefern, und zur Unterstützung aufforderte, kam zur Nachtzeit. Blücher schrieb unter den Zettel: „Morgen bin ich zur rechten Zeit!" kehrte sich um und schlief wieder ein. Vor der Schlacht bei Leipzig besprachen sich die Offiziere seines Generalstabes in Halle über den Schlachtplan. Blücher saß in einer Nebenstube und rauchte sein Pfeifchen. Endlich wurde er gerufen und die Herren setzten ihm ein Langes und Breites ihrer Berathung auseinander. „Das mag das Recht sein! will's glauben! Ich kann aber nichts davon brauchen. Wenn ich mit meinen Jungens hinkomme, werde ich schon sehen, was zu thun ist."

Jedem das Seine.

Nichts ging unserm Blücher über Ehre und Recht; die mußten immer obenauf in seinem Leben. Fremdes Verdienst riß er nicht an sich: er gab Jedem das Seine. Als ihm die englischen Universitäten zu Oxford und Cambridge zum Doktor der Rechten machten, sagte er: „das ist schon gut: aber den Gneisenau müssen sie mir als Apotheker mitgeben; denn der dreht die Pillen, die ich den Leuten eingebe."

Diesem Freunde, dem Chef seines Generalstabs, dem General von Gneisenau, gab er immer volle Gerechtigkeit. Einst in einer heitern Abendgesellschaft sagte Blücher, er wolle seinem eignen Kopf einen Kuß geben! stand auf und küßte den General Gneisenau recht herzlich. Ein andermal wurden ihm glänzende Lobreden gehalten. Da stand er wieder auf und rief: „Halt! halt! meine Herren, das war Alles anders! Von mir war es nichts als Verwegenheit; dazu kam Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!"

Wie Blücher stirbt.

Im Jahre 1819 ging's mit dem Helden zu Ende. Als er sah, daß er immer schwächer wurde, sagte er: „Für den Tod ist kein Kraut gewachsen. Er wollte keinen Doktor haben und auch keine Medizin gebrauchen. Ich bin nichts mehr nutz und sterbe gern!" waren seine Worte. Zu seinem Adjutanten, dem Grafen Nostiz sagte er: „Sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die beiden Handwerksburschen.

haben Manches
man mit Ruhe
und ohne einen
Augen. Er st
Monate gelebt,

Es war i
Wege nach B
fragte der Ein
Handwerksburs
nicht nur inne
finde es gar n
in der Noth d
nicht nur in A
ihrem Aeußern
füßiger Rhein
er trug nicht s
er eine mächt
Schnauz im
ganz auf die
gestutzt war, s
von dünnem
nicht für die
sich die beiden
darum nicht z
zwar nicht so
hart, hatte ab
tes Felleisen.
gegen einande
wie der liebe

Der Rhe
politischen Ve
wird's anders
haben lange g
„Oho," rief d
gieren versteh
du das?"

haben Manches von mir gelernt. Jetzt sollen Sie auch sehen, wie man mit Ruhe stirbt." Ruhig und ergeben lag er auf seinem Bette und ohne einen Klagelaut von sich zu geben, schloß er für immer seine Augen. Er starb am 12. September 1819, und hätte er noch drei Monate gelebt, so wäre er gerade 77 Jahre alt gewesen.

Die beiden Handwerksburschen.

Es war im Jahre 1847, als zwei Handwerksburschen auf dem Wege nach Basel zusammentrafen. „Nun Bruder, wo soll's hin?" fragte der Eine, und der Andere: Bruder, wo kömmst du her?" Die Handwerksburschen pflegen sich zu duzen, nämlich die deutschen, nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb des Vaterlands, und ich finde es gar nicht übel, wenn nur auch ein Landsmann dem andern in der Noth dann auch brüderlich beisteht, und also die Brüderschaft nicht nur in Worten enthalten ist. Die beiden Burschen hatten in ihrem Aeußern eine große Verschiedenheit. Der eine war ein leichtfüßiger Rheinländer, wenn ich nicht irre, aus der Gegend von Köln; er trug nicht schwer, denn das übliche Ränzel fehlte ihm, dagegen hatte er eine mächtige Flasche an der Seite. Er hatte nicht nur einen Schnautz im Gesicht, sondern sogar einen hübsch gewichsten Kinnbart, ganz auf die neueste Mode. Obgleich seine Kleidung recht modisch zugestutzt war, so war sie doch nicht viel werth: Die Beinkleider waren von dünnem Sommerstoffe und der Rock unter dem Kittel war auch nicht für die Wärme gemacht. Es war aber schon im Herbste, als sich die beiden Wanderburschen trafen, und eine warme Kleidung war darum nicht zu verachten. Der Andere, der ein Markaner war, sah zwar nicht so geschnippelt aus, trug auch weder Schnauz- noch Kinnbart, hatte aber einen recht guten warmen Anzug und ein wohlgepacktes Felleisen. So wie diese beiden Handwerksburschen äußerlich sehr gegen einander abstachen, ebenso verschieden waren sie an Denkungsart, wie der liebe Leser sogleich sehen wird.

Der Rheinländer fing bald nach der Begrüßung ein Gespräch von politischen Verhältnissen an. „Ja, ja," sagte er, „lieber Bruder, bald wird's anders werden. So kann's unmöglich bleiben. Die Fürsten haben lange genug regiert; nun kommen wir bald an die Reihe." — „Oho," rief der Markaner, „da mag ich nicht bei sein, denn von Regieren versteh' ich nichts. Aber, Bruder Rheinländer, woher weißt du das?"

— „Woher ich das weiß? Ja, schau mich nur an, und du wirst nicht glauben, daß ich mit gelehrten Leuten in Briefwechsel stehe. Die Schweiz ist vorläufig der Sammelplatz, und von dort soll's denn losgehen?

— „Gegen wen soll's denn losgehen?"

— „Gegen wen anders, als gegen die Fürsten und gegen alle Aristokraten!"

— „Aristokraten? Was sind das für Dinge?"

— „Hahaha! Bruder Märker, wie du doch einfältig fragen kannst, Aristokraten sind alle Fürstendiener und alle Reichen. Diese müssen gestürzt werden, damit Freiheit und Gleichheit endlich einmal Wahrheit werden. Die Reichen haben sich lange genug von unserm Schweiße genährt, jetzt sollen sie ihren Ueberfluß herausgeben. Haben wir nicht als Menschen alle gleiche Rechte?"

— „Ja, das glaube ich auch; wir haben das Recht auch reich zu werden, wenn wir können, aber auf ehrlichem Wege. Hab auch von Communismus gehört; aber das Ding gefällt mir nicht. Ich halte mich lieber an den Sprüchwort: Handwerk hat einen goldenen Boden. Und das andere ist eben so wahr: Ehrlich währt am längsten."

Der communistische Rheinländer schien nicht sehr erbaut zu sein von solchen Sprüchwörtern und kam schnell auf ein anderes Kapitel. Als es endlich Abend wurde, kehrten sie beide in ein und dasselbe Wirthshaus ein. Der Rheinländer ließ es hoch hergehen, und jeden Augenblick blitzte ein Kraftausdruck von seiner geschwätzigen Zunge. Als am Morgen unser guter Markaner erwachte, war sein Gefährte schon auf und davon. Um die communistischen Lehren aber dem Markaner begreiflicher zu machen, als er es durch Worte vermocht hatte, so hatte er ihm, ohne um Erlaubniß zu fragen, den Tornister etwas erleichtert. Wahrscheinlich aus Menschenfreundlichkeit, damit der gute Kamerad nicht mehr so schwer zu tragen habe. Den Wirth hatte er auch nicht bezahlt; denn die Gleichheit und Freiheit war ja schon vor der Thür.

Unser ehrlicher Markaner aber dachte über den Vorfall nach und sprach bei sich selbst: „Durch diesen Vorfall werde ich auch nicht dummer; ich werde künftig etwas vorsichtiger sein. Aber in die Schweiz mag ich nun nicht hinein; denn wenn solche Leute da viele sind, so ist man ja zuletzt seines Lebens nicht sicher. Der ehrliche Märker wanderte noch durch Würtemberg, Baden, Hessen und zog danach in die Heimath.

Zwei Jahre waren seit jenem Auftritt vergangen, und unser Markaner kam wieder in dieselbe Gegend, aber nicht als Handwerker, sondern als preußischer Soldat, um gegen die Aufrührer und Freischärler

in Baden zu kämpfen. Wir wollen diese Kämpfe, aus denen die Preußen als Sieger hervorgingen, nicht weiter beschreiben. Als die Preußen in Rastatt einzogen, und die Gefangenen eingeschlossen und streng bewacht wurden, mußte unser Markaner auch eines Tages als Posten auf eine solche Wache. Wer beschreibt sein Entsetzen, als er seinen ehemaligen Reisegefährten hinter Schloß und Riegel in einem gar jämmerlichen Zustande wiedererkennt! Er hielt ihm sein früheres Unrecht, ihn im Wirthshause bestohlen zu haben nicht vor; denn der Unglückliche war zu beklagenswerth. Die Folgen seiner wüsten Lebensart standen leserlich auf seinem Gesichte geschrieben. Ausgehungert, in zerrissenen Kleidern, war der unglückliche Gefangene ein Bild des Jammers. Er wankte an's Gitter, denn auch er hatte den Markaner erkannt, und bat diesen um Vergebung, daß er ihn einst so schändlich bestohlen. Er verwünschte jetzt alle die, die ihn von seinem ruhigen Handwerk abwendig gemacht und in ein so jammervolles Leben hineingerissen hatten.

Einige Tage später wurde Standrecht über die Gefangenen gehalten, und da der Rheinländer noch zur Landwehr gehörte, also gegen das Heer seines rechtmäßigen Königs gefochten hatte, so wurde er zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil wurde aber später dahin geändert, daß er zur 20jährigen Zwangsarbeit abgeführt wurde! Der Unglückliche!

Der Markaner kehrt nach beendigtem Feldzuge in die Heimath zurück und nährt sich jetzt redlich als ein braver Handwerksmann.

Das Mädchen von Sasbach.

Die Starken und Gewaltigen sind's nicht, die allein Großes und Ausgezeichnetes vollbringen können; denn nicht die Stärke thut's, wenn es gilt für die Brüder ein Werk aufopfernder Liebe zu vollbringen, sondern der Liebesmuth, die starke und mächtige Liebe, die auch in einem schwachen Geschöpfe ihre volle Herrlichkeit offenbaren kann. Das wollen nun freilich Viele nicht glauben, und das sind die Superklugen, die noch keinen Hund hinter dem Ofen herausjagen, um einen armen Bruder an seine Stelle zu setzen, den der Frost schier erstarren gemacht. Wenn ich auch jetzt nicht auf die Liebe so mancher Mütter hinweisen will, die in der Liebe zu ihrem Kinde selbst das Leben zu opfern bereit sind, so will ich's an einem Mädchen beweisen, das viele starke Männer beschämen kann. Sie hat unter Aussetzung ihres eigenen Lebens, zwei Männern das Leben gerettet und war doch nur

ein Kind — das noch in die Schule ging! Sie hieß: Susanna Reisfacher, war damals, als sie die edle That verrichtete, zwölf Jahre alt und armer, aber braver Eltern Kind, aus Sasbach im Bezirksamte Breisach. Stilles, sittsames und sinniges Wesen zierte das brave Schulkind, und ihren Eltern war sie unterthan in der Furcht Gottes.

Es war am 15. September 1831, als bei unfreundlichem und sehr stürmischem Wetter Georg Litsch und der noch ledige Martin Litsch bei herannahendem Abend über den Rhein nach Sasbach heimfahren wollten. Durch anhaltendes Regenwetter war der Rhein zu einer außerordentlichen Höhe angeschwollen. Er schlug schäumende Wellen, und der heftige Sturm peitschte diese Wellen noch zu milderem Ungestüm.

Unvorsichtig, wie es häufig die kecken Bewohner der Fußufer sind, bestiegen beide einen kleinen Kahn, den man auch sonst Dreibord und Seelenverkäufer nennt. Es war gefährlich mit so einer leichten Nußschale von Nachen in solchem Wetter über den Rhein zu fahren; aber die beiden Männer hatten noch das schwanke, armselige Fahrzeug bis an den Rand mit Holz beladen. Dennoch setzten sie sich keck hinein und steuerten, mir nichts, dir nichts, in die empörende Wasserfluth, die das Schifflein schäumend umrauschte und in jedem Augenblick zu verschlingen drohte.

Es kostete eine tüchtige Anstrengung und Steuerkunst, das Schifflein so zu leiten, daß es nicht schon am Ufer die brandenden Wellen umwarfen. Da dort der Rhein breit ist, so schlug er in der Mitte die wildesten Wellen und dort drohte die Gefahr. Wenn sie auch hätten umwenden wollen, jetzt war's zu spät; denn plötzlich ergriff eine mächtige Sturzwelle den Kahn und schlug ihn um. Holz und Alles, was darin war, auch die zwei Männer, stürzten in die tobenden Fluthen des Rheines. Der Nachen war, wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu geschehen pflegt, umgeschlagen, also, daß das Hohle unten war und der äußere Boden oben. Die beiden Männer waren so glücklich, den Nachen ergreifen und sich daran festhalten zu können. Lange war dies indessen nicht möglich, denn wenn die kalte Fluth sie einmal recht durchkältet hatte, mußten ihre Hände erstarren; waren dann nicht mehr im Stande, den Körper, dessen Gewicht natürlicher Weise nach unten zog, zu halten, und das Untersinken und Ertrinken war dann das Nächste. Mit Todesangst im Herzen schwebten die beiden Unglücklichen in unvermeidlicher Todesgefahr, wenn nicht schnelle Hülfe kam.

Weiter rheinwärts, da wo hoch oben auf dem Felsen die grauen Mauern der alten Ritterburg Limburg stehen und unten die Rhein-

fähre liegt, hütete gerade zu der Stunde die zwölfjährige Susanna Reifacher die Ziegen des Wirthes im Fahrhause. Sie hörte das Jammergeschrei der beiden Unglücklichen; sah, wie sie sich am umgestürzten Kahne festhielten, aber auch, wie sie im heftigsten Wellengebrause mit unaufhaltsamer Schnelle rheinabwärts getrieben wurden.

Das Mädchen rief sogleich in voller Angst um Hülfe; allein es war Niemand da, als des Fahrwirths Frau, die Magdalena Schneider. Ihr Gatte war mit dem Knecht weithinaus aufs Feld gegangen. Sonst war weit und breit keine menschliche Seele.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, hatte das Mädchen zwei Handruder, auch Riemen von den Schiffern genannt, und gibt der Magdalena Schneider den Einen davon, indem sie sie auffordert mit der Fähre den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Die Wirthin aber hat den Muth nicht. Sie sagt: Wir zwei können nicht fahren; und wie wollen wir bei der wilden Fluth die Fähre lenken? Dazu sind wir zu schwach. Wir ertrinken, ohne daß wir die Verunglückten erreichen und retten können.

Susanna Reifacher hört das und denkt: So fahr' ich alleine, Gott wird mich schon schützen. Sie springt in die Fähre, nachdem sie die Ketten los gemacht; allein des Kindes Kräfte reichten nicht aus, den schweren Ueberfahrkahn vom Ufer, auf welches ihn der Fährmann des hohen Wassers wegen hoch hin aufgezogen, los zu drücken.

Inständigst bittet sie die Magdalena Schneider, ihr doch dabei behülflich zu sein; diese aber, statt ihr zu willfahren, wendet Alles an, das Kind von dem gefährlichen Unternehmen abzubringen. Allein das war umsonst! Endlich giebt die Frau dem Kahn einen Stoß und empfiehlt das Kind dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel.

Nun, die hatten gewiß sichere Wacht über dem Kinde und über diesem vornehmlich, das eine so reiche Liebe und ächten Gottesmuth hat!

Der Kahn fährt pfeilschnell hinaus in das wilde Gewässer, während die Frau dem Dorfe zueilt, um noch andere Hülfe zu holen.

Die beiden Verunglückten waren mitten im vollen Thal-Fahrwasser weit unter die Fährstelle getrieben. Susanna hielt sie fest im Auge. Mit bebendem Herzen steht sie nun allein in der tobenden Fluth. So viel weiß sie vom Fahren, daß sie einigermaßen den Kahn mit dem Ruder in ihren schwachen Händen mitten in das Fahrwasser lenken kann, und das gelingt ihr auch. Pfeilschnell schießt ihr Kahn dahin.

Da sehen die beiden unglücklichen Männer den Kahn und das Kind. Schon waren ihre Kräfte am Erlahmen, ihr Blut am Er-

starren. Jetzt durchglüht sie die Hoffnung nach möglicher Rettung. Sie riefen sich gegenseitig zu und ermunterten sich zum Ausharren. Was aber die Annäherung des Kindes erschwerte, das war der heftig wehende Gegenwind, der die Wellen immer höher hob. Des Kindes Kräfte reichten zu dem nicht aus und das Verstehen des geschickten und passenden Ruders fehlte. Der Fahrkahn wurde bald hierhin, bald dorthin von den Wellen gerissen und war selbst der Gefahr häufig ausgesetzt, umzuschlagen und das hülflose Kind in den Wellen zu begraben.

Wohl erkannte das Kind die Gefahr; aber mit ihr wuchs sein Muth, sein Vertrauen auf Gottes und seiner Engel Beistand, genährt und befestigt durch das laute Gebet.

Martin Leitsch sah es ein, daß mit dem Untergange des Kindes auch der letzte Schimmer von Hoffnung, gerettet zu werden, für sie verloren ging; er glaubte, die Rettung aller Dreie dadurch bewirken zu können, daß er, obwohl kein geübter Schwimmer, den Fähr-Nachen erreiche und dann die Führung desselben übernähme.

Er ruft dem Mädchen zu, es solle sich wacker halten und jetzt tapfer zufahren, er wollte dem Fährkahn entgegen schwimmen. Er läßt seinen Seelenverkäufer fahren, nimmt seine letzte Kraft zusammen und schwimmt dem Fährkahne muthig entgen.

Susanna sieht das. Herr Gott, stärke mich! ruft das Kind aus und setzt auch seine volle Kraft noch einmal ein, dem Schwimmenden den Kahn entgegen zu lenken. Und siehe da, der Gott der Erbarmung erhört des wackeren Kindes Gebet. Der Kahn erreicht den Martin Litsch. Er faßt das Bord und schwingt sich hinein.

„Nun, mit Gottes Hülfe," ruft er dem erfreuten Kinde zu, „wollen wir auch den Andern retten!

Dieser war aber mit seinem leichten Dreibord weit von ihnen hinabgetrieben worden; aber Martin Litsch faßt mit jugendlicher Manneskraft das Ruder, während das Kind sich niederwirft und um Gottes Beistand betet.

Schon wollen dem Georg Litsch die durch das krampfhafte Festhalten und die Kälte des Wassers erstarrten Hände nicht mehr den letzten Dienst leisten, schon empfiehlt er Gattin und Kinder und die eigene Seele Gottes Huld und Gnade und bereitet sich vor, zu sterben: da nahen die beiden Retter, und Martin Litsch umfaßt ihn, während die kleine Susanne das Ruder führt, und auch er ist gerettet.

Gott laut preisend und sich der gelungenen Rettung freuend, lenken nun die beiden Männer den Kahn an's Ufer und steuern ihn dort langsam dem Fährhause zu, wo sie endlich glücklich anlangen.

Ihr könnt Euch die Wonne und Freude der Geretteten und ihrer Angehörigen und Freunde denken, daß das Kind sie mit Ausstellung seines eigenen Lebens, nur dem Drange seiner Menschenliebe folgend, gerettet hatte.

Schon am andern Tage kam der Bezirksamtmann, um über den Vorgang, der mit Recht so großes Aufsehen machte, genaue Erkundigungen einzuziehen.

Als er die kleine Susanne Reifacher fragte, wie sie dazu gekommen sei, allein und bei so hohem und wildem Wasser und so heftigem Gegenwinde sich in den Rhein zu wagen? sagte das Kind: „Die Leute, die ich in so großer Lebensgefahr sah, haben mich gedauert, und als ich ihr Jammergeschrei hörte, da hab' ich gedacht, ich müßte ihnen zu Hülfe kommen und sie retten. An mich hab' ich dabei nicht gedacht, aber das hab' ich gedacht, unser lieber Herr Gott werde mir schon beistehen, und das hat er auch gethan!

Der Amtmann zeigte die edle That des Kindes dem Großherzog von Baden an, und der gerechte Landesherr hat dem Kinde darauf die große, goldene Verdienst-Denkmünze geschenkt, und überdieß zweihundert Gulden, die ihr bis zu ihrer Volljährigkeit oder Verheirathung verzinst und dann ausgezahlt werden sollten.

Seht Ihr's, was die Macht der göttlichen Liebe durch ein schwaches Werkzeug vermag, in dessen Herzen sie einen Strahl ihrer Herrlichkeit fallen ließ? Erkennet Ihr den Schutz dessen, der ein treufrommes Gebet so gerne erhört? Bei dem Anblicke dieser jungen Samariterseele ist's Einem, als hörte man den Herrn sagen: „Gehet hin und thuet desgleichen!"

Aus dem Leben Gottfried's von Bouillon.

Unter den edlen Rittern, welche geschmückt mit den Zeichen des Kreuzes, ausgezogen waren, um das heilige Land zu erobern, war der edelste der Herzog von Lothringen, Gottfried von Bouillon, die Zierde der ganzen Ritterschaft. Seine Gestalt war majestätisch, sein Antlitz schön, Bart und Haare waren blond, seine Glieder stark, sein Gang wundervoll. Hoch ragte er mit seinem wallenden Federbusch über alle Ritter empor; seine männliche Brust deckte ein Panzer, welcher weithin glänzte, seine Körperkraft war beispiellos, und unvergleichlich seine Kunst, die Waffe zu führen. Einst belagerte das Kreuzheer das reizend gelegene, aber mit festen Mauern und hohen Thür-

men versehene Antiochien, die Schlüssel zum gelobten Lande. Schon manchen Monat hatten sie unter Hunger und Durst die ungeheuersten Anstrengungen gemacht, die Stadt zu erobern, aber vergebens. Tapfer wehren sich die Saracenen, welche Ueberfluß an Lebensmitteln hatten, auf den Mauern und Thürmen der Stadt. Pfeile wurden herüber geschleudert durch Wurfmaschinen, Bogen und Armbrüste in solcher Menge, daß sie oft die Sonne verdunkelten und wie Hagel herabfielen. Steine wurden durch Schleudermaschinen hinaus- und hineingeworfen von solcher Größe, daß bei ihrem Falle die Erde erzitterte, und von ihrer Wuth die größten Häuser sammt ihren Bewohnern in Stücke zerschlagen wurden. Oft stießen die geschleuderten Steine in der Luft zusammen und zerschellten dann an einander zu einem Stein- und Staubregen; oft erhob sich von zerstoßenen Steinen und dem zerriebenen Mörtel der Mauer eine solche Staubwolke, daß die auf der Mauer und den Thürmen von dem Kreuzheer nicht gesehen werden konnten. Aber alle Anstrengung wollte nicht fruchten, die Noth wurde bei den Belagerern immer größer, um so größer aber auch Gottfried's Muth. Ueberall war er voran, überall sah man ihn thätig, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Hier leitete er den Bau eines neuen Belagerungsthurmes, dort ordnete er mitten im Pfeilregen die Ausfüllung eines Grabens, um auf Walzen einen fertigen Thurm näher an die Mauer rücken zu lassen. Bald war er beim Löschen eines Sturmdaches beschäftigt, welches die Saracenen durch siedendes Pech in Brand gesteckt hatten; bald verband er die blutende Wunde eines Freundes; tröstete die Frauen, die mit ihren Männern nach Palästina gezogen, und jetzt dem Hunger und Durst erlagen, oder theilte mit einer Sterbenden, von deren blühenden Wangen noch eine Thräne auf den todten Säugling rollte, das letzte Stück Brot. Wo Gottfried sich zeigte, da kehrten Muth und Hoffnung wieder zurück. Vor Antiochien geschah es nun auch, daß eines Tages, als die Saracenen einen Ausfall machten, ein türkischer Reiter von riesenmäßiger Größe mit seinem raschen Pferde auf Gottfried einsprengte und ihn im Zweikampf zu besiegen gedachte. Rasch waren die Schwerter in den Händen, es folgte Schlag auf Schlag. Schon manchen Hieb hatte Gottfried mit seinem Schilde gewandt aufgefangen, sein geübter Gegner desgleichen, da spaltete das scharfe Schwert des Türken mit einem entsetzlichen Hiebe Gottfried's Schild, ein zweiter Hieb sollte ihm den Kopf spalten. Schon schwingt er freudig das Schwert in der Luft, um den siegsgewissen Streich zu führen. Doch in demselben Augenblicke fährt Gottfried's gutes Schwert sausend dem Türken durch Schulter, Brust und Hüfte quer hindurch, theilt den Türken in zwei Hälften; die eine stürzt vom

Pferde herab, das Schwert noch krampfhaft festhaltend, die andere bleibt im Sattel hängen, das Pferd aber sprengt scheu und blutig zum Grausen Aller mit dem halben Türken nach der Stadt zurück. Die Kunde von Gotifried's Stärke und Tapferkeit verbreitete sich bald im ganzen Morgenlande. Ein arabischer Fürst hörte auch davon und scheute nicht den weiten Weg, den Helden zu sehen. Als er zum Lager gekommen war, ließ er sich zum Herzog führen, und nachdem er ihn ehrerbietig begrüßt, bat er ihn, doch vor seinen Augen das große Kameel, das er dazu mitgebracht, mit einem Hiebe niederzuhauen, damit auch er eine Probe seiner Tapferkeit zu erzählen habe. Gottfried lächelte, da jedoch der Fürst so weit hergekommen war, wollte er ihm den Gefallen erweisen, zog sein Schwert und hieb dem Kameele mit einer solchen Leichtigkeit den Kopf ab, als ob er das schwächste Ding zerschnitten hätte. Der Araber verwunderte sich sehr darüber, schrieb aber doch die gelungene That hauptsächtlich der Schärfe der Klinge zu. Da ließ sich Gottfried das Schwert des Arabers geben und schlug damit einem andern Kameele mit eben solcher Leichtigkeit den Kopf ab. Jetzt stieg die Bewunderung des Arabers auf's höchste. Er sah wohl, daß Alles wahr sei, was er von der Kraft des Herzogs gehört hatte. Voll Hochachtung überreicht er ihm Geschenke an Gold, Silber und Pferden, kehrte dann nach Haus zurück und verkündete die Tapferkeit des Herzogs, wohin er kam. Dieser aber wurde bei aller Kraft und bei allem Lobe nicht übermüthig. So viel Ehre man ihm auch überall erwies, er wußte seinem Herzen die Demuth bis an's Grab zu erhalten.

Wunder der Tapferkeit, wie die Helden vor Troja, hatte er bei der Belagerung von Jerusalem vollführt. Ihm hatte man die endliche Eroberung der Stadt vorzugsweise zu verdanken. Nachdem sie eingenommen war, schritt man zur Wahl eines Königs. Der Würdigste unter den Fürsten sollte die Krone von Jerusalem tragen. Um ganz sicher zu gehen, verpflichtete man die Leute aus der Umgegend eines jeden der größeren Fürsten durch einen Eid, der Wahrheit gemäß, ohne alles Falsche über den Charakter und die Lebensweise ihrer Herren Zeugniß abzulegen. Sie mußten denen, welche die Wahl des Königs besorgten, im Geheimen sowohl die Fehler als auch die guten Eigenschaften ihres Herrn bekennen. Als man die Diener des Herzogs fragte, sagten sie, daß sie nur Eins wüßten, das ihnen an ihrem Herrn nicht gefalle. Wenn er nämlich in die Kirche gehe, so könne er sich auch nach dem Gottesdienste gar nicht wieder von ihr trennen, sondern ließe sich von den Priestern noch über jedes Heiligenbild und über jedes Gemälde Auskunft geben, so daß sie nie zur rechten Zeit

an das Essen kämen, und die Speisen vom langen Stehen gewöhnlich unschmackhaft würden. Den Wählern aber war dies viel mehr ein Lob als ein Tadel, sie wählten einmüthig den Herzog zum König. Dieser jedoch schlug die Krone, welche man ihm brachte, mit den Worten aus: Ich will da nicht die goldene Krone tragen, wo mein Herr und Heiland die Dornenkrone trug. Er nahm nur den bescheidenen Titel „Beschützer des heiligen Grabes" an.

Noch manche schöne Züge werden von Gottfried von Bouillon berichtet. Als einen Mann, der allen Pomp mied, obwohl er ein reicher Fürst war, zeigte er sich bei jeder Gelegenheit. Einstmals kamen die Häuptlinge mehrerer Dörfer von den samaritanischen Bergen in's Lager, um dem Herzog Geschenke an Brot, Wein, Datteln und getrockneten Trauben zu bringen. Man führte sie zu ihm. Sie glaubten, er würde auf einem prächtigen Divan in dem Gemache eines seidenen Zeltes sitzen und von Dienern und Sklaven in reicher Pracht umgeben sein. Wie staunten sie daher, als sie ihn in dem Schatten eines Baumes, auf einem Strohsacke, der auf dem Boden lag, sitzen sahen, wartend auf die Rückkehr seiner Leute, die ausgeschickt waren, Futter für die Pferde zu suchen. Voller Verwunderung fragten sie, wie es denn käme, daß ein großer Fürst, der das ganze Morgenland erschüttert und mit starker Hand das größte Reich erobert habe, so unscheinbar dasitze und kein Gemach von Tapeten und Seidenzeuge habe, wie es sich gezieme, und von keiner Schaar Bewaffneter umgeben sei, um sich sein fürstliches Ansehen zu geben. Der Herzog antwortete darauf: „Einem sterblichen Mann kann die Erde wohl zum zeitlichen Sitze geziemen, da er sie nach seinem Tode zur immerwährenden Wohnung haben wird." Darüber wunderten sich jene und sagten: „Dieser ist der, dem alle Länder unterthan werden müssen." Diese merkwürdige Geschichte verbreitete sich über das ganze Morgenland.

Nicht geringeren Ruhm als im Morgenlande hatte sich Gottfried durch seine ritterlichen Tugenden im Abendlande erworben. Einst kam er daselbst am Hofe des Kaisers Heinrich IV. mit einem Verwandten über einige Besitzungen in Streit. Das Eigenthumsrecht wurde aber damals nicht in einer Gerichtsstube durch Verhör, Acten und Rechtsgelehrte vermittelt, sondern unter freiem Himmel, öffentlich vor allem Volk war Jeder sein eigener Schiedsrichter durch einen Zweikampf mit seinem Gegner, weil er keinem Andern das Recht zugestehen wollte, mit seiner Weisheit seine Sache zu entscheiden. So stellte sich denn auch Gottfried zu einem Zweikampfe ein. Der Kampfplatz war rings vom Volke und von Fürsten umstellt, auch der Kaiser war zugegen. Bei dem Gefechte geschah es, daß der Herzog, als er nach dem Schilde

seines Gegners einen Hieb führte, das Schwert zerbrach, so daß nur noch ein Stück von kaum einem halben Fuß über dem Griffe in seiner Hand blieb. Die umstehenden Fürsten geboten einen Waffenstillstand und baten den Kaiser, daß man die Gegner auf gütlichem Wege mit einander vergleichen möchte, denn sie waren um Gottfried's Leben besorgt. Dieser aber wies die Anerbietung zurück und begann den Kampf von Neuem. Sein Gegner drang jetzt ungestüm auf ihn ein, bis der Herzog im Zorn den Griff seines Schwertes nahm und seinen Gegner so gewaltig an die linke Schläfe schlug, daß dieser betäubt zu Boden fiel. Dann warf er den Stumpf seines Schwertes weg, nahm das Schwert seines Gegners, rief die Fürsten herbei und drang nun auf's inständigste in sie, den Frieden zu ermitteln. Diese bewunderten die ausgezeichnete Tugend des Herzogs und seine unvergleichliche Barmherzigkeit und machten dem Streite ein ehrenvolles Ende.

Wie hoch der Herzog bei allen Fürsten in Ansehen stand, zeigte sich in der Schlacht bei Merseburg. Der Kaiser Heinrich lebte nämlich in bitterer Fehde mit den Sachsen und dem Pabste. Dieser hatte den Bann über ihn ausgesprochen und einem Gegenkönig, Rudolph von Schwaben, den die Feinde Heinrich's gewählt hatten, eine Krone überschickt. Mancher Fürst brach da den Eid der Treue, den er dem Kaiser geschworen, und stellte sich mit seinen Mannen dem Rudolph. Gottfried blieb seinem Eide treu und war mit seinen Rittern an dem festgesetzten Tage auch erschienen. Als nun der Tag der Schlacht gekommen war, rief der Kaiser die ihm treu gebliebenen Fürsten herbei und fragte sie, wem er wohl mit Sicherheit das Reichsbanner anvertrauen und den Oberbefehl über sein Heer übergeben könne: da erhielt er von Allen einstimmig die Antwort: dem Gottfried von Lothringen. Der Kaiser übergab ihm den Adler, so sehr sich der Herzog auch gegen die Ehre sträubte. Darauf sprengte Gottfried die Reihen des Königs Rudolph aus einander, schlug diesen mit einem fürchterlichen Hiebe Hand und Schwert zu Boden und stieß ihm im Angesicht des Kaisers das Banner mitten in die Brust. Schwer verwundet trug man ihn aus dem Getümmel nach Merseburg. Als man ihm dort seine meineidige Hand zeigte, rief er wehmüthig aus: Dies ist die Hand, mit der ich einst meinem Kaiser den Eid der Treue schwur! Bald darauf starb er voller Gram; Gottfried aber verrichtete nach dieser Zeit noch viele ruhmreiche Thaten der Tapferkeit und starb in Freuden in dem Lande, nach welchem er sich von Jugend auf gesehnt.

Ein Knabe rettet Friedrich dem Großen das Leben.

Friedrich hatte bei seinem Aufenthalte im Graf Brühlschen Palais zu Dresden im Jahre 1745 einen kleinen Knaben so lieb gewonnen, daß er ihm erlaubte, ungerufen in sein Zimmer zu kommen und dort in seinem Beisein zu spielen.

Einst des Morgens kam dieser Knabe eilig zu dem Könige, der sich mit seinem Adjudanten, dem nachmaligen General-Lieutenant von S***, unterhielt, und sagte mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm:

„Höre, wenn sie Dir Chokolade bringen, trinke nicht!“

„Und warum nicht?“ fragte der König.

„Sie haben etwas hineingeworfen.“

„Woher weißt Du das?“

„Ich war in der Küche und hab' es selbst gesehen.“

„Was war's denn?“

„Das weiß ich nicht: sie schütteten es aus einem Papier in die Kanne und rührten's stark um.“

„Es ist schon gut, mein Kind! geh' nur jetzt,“ sagte Friedrich und fuhr kaltblütig fort, mit dem Adjudanten über mancherlei zu sprechen.

Bald darauf kam der Kammerlakai Glasau mit dem Frühstück in's Zimmer.

Friedrich faßte ihn scharf in's Auge und begleitete ihn mit seinen durchdringenden Blicken bis an den Tisch, worauf er die Chokolade setzte.

Dem Kammerlakaien war dies ungewöhnliche Benehmen nicht entgangen, er äußerte einige Unruhe und reichte dem Könige die Tasse nicht gleich, wie gewöhnlich.

„Schenk ein!“ rief ihm Friedrich zu, und da dieser Befehl nicht gleich vollzogen wurde, wiederholte er ihn barsch.

Mit zitternder Hand gehorchte Glasau.

Dies und die ungewöhnliche Schüchternheit des Kammerlakaien machten den König immer aufmerksamer.

„Mensch! Du zitterst ja!“ rief er aus: „was fehlt Dir, bist Du etwa krank?“

„O nein! Ew. Majestät, mir ist recht wohl,“ antwortete Glasau mit bebender Stimme.

„Nun, so trink'!“ sagte der König und zeigte auf die eingeschenkte Tasse. Der Kammerlakai zitterte wie Espenlaub und ließ die Tasse stehen.

„Trink'!" wiederholte der König mit fester Stimme, und in dem Augenblick stürzte Glasau zu seinen Füßen und bat um Gnade.

„Ah!" rief er: „Ew. Majestät sollten ja nicht davon sterben, Sie sollten nur dumm werden."

Der König befahl ihm, aufzustehen, lockte einen seiner Hunde herbei und setzte ihm die Tasse vor. Der Hund fing bald nach dem Genuß der Chokolade an zu winseln und starb unter Verzuckungen.

Friedrich befahl dem Adjudanten, abzutreten und stellte nun ein Verhör mit dem Kammerlakaien an.

Nach beendigtem Verhör rief er den Adjudanten wieder in's Zimmer, übergab ihm den Kammerlakaien, mit dem Befehl, ihn sogleich nach Spandau abzuführen, und dafür zu sorgen, daß während seiner Gefangenschaft Niemand mit ihm spräche. Er verbot auch demnächst, daß, wenn Glasau einst auf seinem Sterbebette läge und einen Geistlichen begehre, ein solcher nicht zu ihm gelassen würde, damit der wahre Zusammenhang dieser Frevelthat für Jedermann ein Geheimniß bleibe. Friedrich selbst hat in der „Geschichte meiner Zeit" dieses Vorfalls mit keiner Zeile erwähnt.

Maximilian's Zweikampf.

Es war der Reichstag ausgeschrieben
Gen Worms, die alte, freie Stadt,
Und Niemand war daheim geblieben,
Kein Fürst, kein Ritter, kein Prälat.
Ja einer nach dem andern zogen,
In stattlichen geschmückten Reih'n,
Sie durch des Thores hohen Bögen
Wohl mit viel hundert Helmen ein.

Man hoffte viel von diesem Tage,
Denn Großes sollte da geschehn;
So manche längst erhob'ne Klage,
So mancher Zwist nicht mehr besteh'n.
Nicht mehr die blinde Willkühr walten;
Die Unschuld ohne Schützer sein,
Und in dem Kampfe der Gewalten
Die Stärke nur des Rechts sich freu'n.

So hat's der Kaiser Max beschlossen,
Treu denkend der beschwor'nen Pflicht;
Aus Habsburg edlem Stamm entsprossen,
Verleugnet er den Ahnherrn nicht.
Er, unbesiegt in jedem Streite,
Berühmt in Kampf und Ritterspiel,
Legt willig doch das Schwert bei Seite,
Und Recht und Friede ist sein Ziel.

Bald hat der Ruf umher verkündet,
Was auf dem Reichstag jetzt geschah,
Und Mancher wird von Lust entzündet
Und eilt herbei von fern und nah.
Kaum faßt die Stadt die vielen Gäste,
Und was der Menge Sinn erfreut,
Bankett und Tanz, Turnier und Feste
Beflügeln die belebte Zeit.

Da kam aus Frankreichs schönen Gauen,
Von seinem Könige gesandt,
Ein Ritter furchtbar anzuschauen,
Im Kampf' zu Schimpf und Ernst gewandt.
Der Ruf von seines Armes Stärke
Ging weit verbreitet vor ihm her,
Es sei im edlen Waffenwerke
Kein Ritter, so geübt, wie er.

Hoch über seiner Herberg Pforte
Ließ er sein Wappenschild erhöh'n,
Und durch den Herold diese Worte
In der erstaunten Stadt ergeh'n:
Er sei bereit auf Tod und Leben,
Um eine Gabe reich und schön,
Auf Hast, wie sie sich Ritter geben,
Den Kampf mit Jedem zu besteh'n.

So läßt er voll von Stolz verkünden
Und harrt und harrt so manchen Tag;
Kein kühner Gegner will sich finden,
Der diesen Strauß bestehen mag.

Des Fremden übermüthig Pochen
Auf nie besiegter Waffen Glück,
Und was der Ruf von ihm gesprochen,
Schrack Jeden von dem Kampf zurück.

Das wurmt dem Kaiser tief im Herzen,
Er kann des Franzmann's Uebermuth,
Die Schmach der Seinen nicht verschmerzen
Und zürnend wallt sein fürstlich Blut.
Und will es denn nicht Einer wagen,
Wie sie um mich versammelt steh'n;
So will ich selbst mich mit ihm schlagen,
Er soll den Meister in mir seh'n.

Er gibt sein ritterlich Verlangen
Nach Ritterbrauch dem Gegner kund.
Bei dessen Schild wird aufgehangen
Der Schild von Oestreich und Burgund.
Erstaunt erkennt ganz Worms dies Zeichen
Und Alles harrt erwartungsvoll
Auf diesen Zweikampf sonder Gleichen,
Der Deutschlands Ehre retten soll.

Der neunte Morgen ist benennt
Zum Kampf auf ritterliche Haft;
Und jedes Gegners Busen brennt
Vor Streitlust und Gefühl der Kraft.
Durch alle Straßen wogt die Menge,
Bei allen Thoren strömts herein,
Und eilt in wimmelndem Gedränge,
Ein Zeuge dieses Kampf's zu sein.

Am neunten Morgen ernst und stille,
Bewehrt mit Lanz und breitem Schwert',
Von Kopf' zum Fuß in Eisenhülle,
Erscheint ein Jeder hoch zu Pferd.
Wie die Trompete schmetternd tönet,
Stürmt Jeder auf den Andern los.
Die Pferde bäumen sich, es dröhnet
Die Rüstung vom gewalt'gen Stoß.

Doch furchtlos glitschte jede Lanze,
Die Kämpfer bleiben unversehrt;
Da schwinget leicht, als wie im Tanze,
Ein Jeder rasselnd sich vom Pferd:
Nun ward der Schwerter Wucht erhoben,
Die Streiche fielen hageldicht,
Und ob auch Funken um sie stoben,
Die wackern Kämpfer fühlten's nicht.

Schon war dem Fremden viel gelungen,
Er hat mit seines Hiebes Kraft
Des Kaisers Rüstung durchgedrungen,
Da, wo am Helm der Panzer klafft.
Doch, wie sich Max verwundet fühlet,
Scheint seine Kraft erst recht erwacht;
Als hätt' er nur bisher gespielet,
Verdoppelt er der Streiche Macht.

Und drängt, und läßt nicht nach zu stürmen,
Bis er den Gegner so betäubt,
Daß dem, unfähig sich zu schirmen,
Nichts, als Ergebung übrig bleibt.
Er senkt das Schwert, fleht um sein Leben,
Und will, nach des Vertrages Kraft,
Sich an des Kaisers Hof begeben,
Gewärtig ritterlicher Haft.

Da reicht, zu Milde schnell gewendet,
Ihm Max die kaiserliche Hand,
Und glorreich ist der Kampf geendet,
Den er für Deutschland's Wohl bestand.
Jetzt schmettern jubelnd die Trompeten,
Und Alles preist des Herrschers That,
Der, seines Volkes Ruhm zu retten,
Als Kämpfer in die Schranken trat.

Der Sperling.

Den ganzen Tag treibt sich doch der Spatz auf den Gassen und Landstraßen umher! Wie er sich dort im Staube badet und mit den Flügeln darein schlägt! Hat es geregnet, so geht es durch Dick und Dünn; mögen die schmutzigen fleischfarbigen Füße auch noch schmutziger werden, mag der graue Kittel auch Staub und Dreckflecke bekommen, er denkt so wenig daran wie der Gassenbube! Von den Wirthshäusern kommt er jetzt gar nicht fort. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend nimmt er den Hühnern, den Tauben wie den Gänsen das Futter vor der Nase weg. Der Hausknecht und die Stallmagd werden froh sein, wenn es erst wieder Kirschen auf den Bäumen gibt. Was er jetzt für einen langen Hals macht, wie er die diebischen bangen Augen listig und pfiffig in seinem dicken Kopfe dreht. Keck steht er da, Kopf und Schwanz in die Höhe gerichtet, die Flügel nachlässig herabhängend. Gewiß will er schon wieder einen Streich ausführen und wartet nur, bis die Magd fortgegangen ist, die eben den Tauben Futter hingestreut hat. Vor den Tauben fürchtet er sich nicht, machen ihm doch selbst die großen Gänse keine Bange. Es scheint, als ob alle seinen losen Schnabel und seinen schwarzen Bart, der unter den Augen hin bis zu beiden Ohren läuft, fürchteten. Da ist er schon mitten unter den friedlichen Tauben, als ob er das größte Recht dazu hätte. Wie vorsichtig er um einen Weizenhalm herum geht, den ein Knabe aus dem Wirthshause mit Vogelleim bestrichen hat, um ihn zu fangen. Der verdächtige Halm ist seinem Scharfblicke nicht entgangen. Da kommt der Knabe leise heran. „Du mußt früher aufstehen," denkt der Spatz und dahin fliegt er, hält es aber nicht der Mühe werth, weit fortzufliegen. Im nahen Baume hat er sich niedergelassen, und spottend ruft er dem Knaben sein Dieb! Dieb! Schilp! Schilp! zu. Verdrießlich ist dieser wieder fortgegangen, aber unser Gerstendieb ist keineswegs gesonnen, nicht wiederzukommen. Zwillich! Zwillich! ertönt es jetzt in einem fort aus dem Baume, und eine ganze Bande seiner Kameraden, welche diese Spitzbubensprache gar wohl versteht, kommt heran. Einer fliegt nach dem Andern herbei, und werden sie auch vertrieben, sie kommen immer wieder. „Beharrlichkeit führt zum Siege," denken sie, und Scham und Empfindlichkeit ist ihre schwache Seite eben nicht. Dabei ist ihnen jedes Futter recht, wählerisch sind sie gar nicht. Sämereien und junge Pflänzchen, Beeren und Raupen, Käfer und Schmetterlinge, Heuschrecken und Larven, Getreide und Erbsen, Reifes und Unreifes, Alles schnabelirt der Sperling, wo er es findet, auf dem Miste oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf der Straße, in den Gärten oder auf den Feldern, und da er keine Gespensterfurcht kennt, so helfen alle Scheuchen nichts; er ist so dreist, daß er sich sogar auf den Hut der ausgestopften Strohpuppe setzt, die im Kirschbaume hängt, um ihn zu verscheuchen. Höhnend sitzt er da und läßt sich vom Winde lustig hin- und herschütteln. Seine Unverschämtheit und Frechheit geht so weit, daß er dann selbst ruhig auf dem Kirschbaume sitzen bleibt, wenn der Eigenthümer hinaufgestiegen ist, um Kirschen abzunehmen. Als wollte er mit demselben über das Mein und Dein sich auseinandersetzen, hüpft er ruhig von einem Zweig zum andern, rings um den Eigenthümer herum, und so sehr auch dieser schimpft und in vollem Rechte zu sein behauptet, er macht sich kein Gewissen daraus, ihm dabei die besten und süßesten Kirschen vor den Augen wegzustibitzen, und denkt gar nicht daran, jetzt etwas anderes als Kirschen zu genießen. Welcher Religion er angehört, das weiß man so eigentlich nicht. Aber soviel steht fest, ein Muhamedaner ist er sicherlich nicht, denn er liebt den Wein über Alles und ist ein so guter Weinkenner, daß er überall den besten und süßesten herauszufinden weiß. Das Stehlen scheint ihnen wirklich angeboren zu sein, worüber man sich bei denen nicht wundern kann, die das Licht der Welt in einem gestohlenen Neste erblickt haben. Die Schwalbe weiß manches Lied davon zu singen. Es ist nämlich dem faulen Wicht oft zu langweilig, Zeit und Mühe auf das Bauen eines Nestes zu verwenden. Kann er sich daher in den Besitz eines Schwalbennestes setzen, so thut er das nicht mehr als gern, soviel Fleiß und Kunst die Schwalbe auch darauf verwendet haben mag. Ist er genöthigt, selbst ein Nest zu bauen, so sieht man es diesem auch an, mit welcher Unlust er an die Arbeit gegangen ist, und wie leicht er es sich gemacht hat. Stroh und Heu, Federn und Haare, Papierschnitzel und Läppchen, was ihm vorkommt, nimmt er zum Baumaterial, und wie die Alten singen, so zwitschern die Jungen. Kaum haben sie das Ei verlassen, so zeigen sie auch schon einen solchen Heißhunger, daß sie die Zeit gar nicht abwarten können, bis ihnen Futter gebracht wird. Voll Ungeduld biegen sie sich oft zum Neste heraus, daß sie herabstürzen und sich todt fallen. Singen lernen sie im Leben nicht, aber Spectakel machen desto mehr. Treng, dell, dell, schilk, derrr, derrr! so geht es oft eine ganze Stunde fort, besonders vor dem Schlafengehen. Das ist dann ein entsetzlicher Lärm, ein Geschrei durcheinander, wie es kein Vogel vollführt. Vom Wandern ist der Spatz auch kein Freund, er stirbt am liebsten da, wo er geboren ist. Aber das Sprichwort: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich," hat er nur zur Hälfte gelernt, und am liebsten hält er sich da auf, wo

das meiste Getreide wächst und der Boden am fruchtbarsten ist. In verwilderten, einsamen Gegenden findet er sich nicht, da gibt es nichts für seinen Schnabel. Nun, macht er es nur nicht gar zu arg, so kann man ihm schon ein Körnchen im Halm, eine Beere in der Traube und eine Kirsche vom Baume gönnen. So viel ist übrig. Der liebe Gott hat schon dafür gesorgt, daß dem Spätzlein auch sein Theil noch abfallen kann.

Vive la republique!

Dieser Ausspruch, den man in den letzten Jahren auch in Deutschland hin und wieder hat ertönen lassen, aber ohne sonderliche Erfolge, ist französischen Ursprungs und bedeutet so viel, als: „Es lebe die Volksherrschaft! Am lautesten ist dieser Ruf wohl erschallt am 21. September 1792 in Paris, wo der National-Konvent beschloß: Das Königthum aus Frankreich auf ewige Zeiten zu verbannen, und dieses Land für **Eine** untheilbare Republik zu erklären. Jedoch dauerte diese Republik nicht ewige Zeiten, sondern nur bis 1803, wo Napoleon sich zum Kaiser der Franzosen empor schwang. Im Jahre 1830, wo die Franzosen wieder eine Revolution machten, schrie man auch hin und wieder: Vive la republique! allein mit weniger Erfolg, und sie begnügten sich damit, einen König fortzujagen und einen andern wieder auf den Thron zu setzen. Aber im Jahre 1848, es war im Februar, da haben die Franzosen wieder aus Leibeskräften gerufen: vive la republique! haben ihren alten Louis Philipp, auf den so manche Kugel vergeblich abgefeuert worden, abgesetzt und Frankreich wieder zu einer Republik gemacht. Wie lang es dauern wird, das wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß viele Franzosen die Republik schon recht müde sind; denn sie kostet nicht nur viel Blut, wenn sie eingeführt wird, sondern auch viel Geld zu ihrem Bestehen. In Frankreich weiß man ein Lied davon zu singen. Daß eben eine solche Republik viel Blut kostet, (daher die Redensart: ein rother Republikaner) davon einige Beispiele.

Der Haupt-Bluthund bei der ersten französischen Revolution war Robespierre. Er sagte: „Wer über 50 Jahre alt ist, der ist für die Republik verloren! und ehe nicht über 8 Millionen Menschen weniger in Frankreich sind, steht die Freiheit nicht fest." Nach diesen Worten handelte er, und 1000 und aber 1000 Menschen wurden hingerichtet. Man mordete mit wahrem Heißhunger. Und nicht nur in

Paris, sondern auch in den Provinzen. Am schrecklichsten wurden die Städte in der Vendee und Lyon heimgesucht. Und wozu das? Man stritt für Freiheit und Gleichheit. In neuerer Zeit ist's auch so gegangen. Als am 24. Februar sich 1512 Barrikaden in Paris erhoben, vertheidigt von Arbeitern, Studenten, Jünglingen, Mädchen, Weibern u. s. w. kehrten die blutigen Schauspiele der ehemaligen Schreckensregierung zurück. Der Kampf in den Straßen war ein blutiger, und manch unschuldiges Opfer fand dort seinen Tod. Am schrecklichsten wurden die Julitage, wo in Paris eine blutige Straßen-Schlacht geliefert wurde, wovon selbst alte Soldaten des Kaiserreiches äußerten, daß sie keiner gleich blutigen Feldschlacht beigewohnt hätten.

Die mäßigsten Angaben nehmen an, daß bei dieser letzten Revolution über 15,000 Menschen den Tod gefunden; darunter sieben Generale, vier Mitglieder der Nationalversammlung, sowie der Erzbischof von Paris, der als Friedensbote das Volk zu beruhigen suchte. Lieset man diese Gräuelthaten, so versteht man, was der Dichter sagt:

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiger's Zahn;
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken —
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Die Lavine.

Der 28. Februar des Jahres 1830, ein Tag, an welchen viele tausend Einwohner Deutschlands nur mit Grauen zurückdenken können, da an demselben, und zwar an vielen deutschen Orten zugleich, durch das plötzliche Austreten von Flüssen und Strömen der Wohlstand zahlreicher Familien vernichtet ward, ein Unglück, von welchem man noch späterhin in öffentlichen Blättern erschütternde Nachrichten las, dieser Tag wurde auch für einige Hausbewohner in der Nähe von Neusol, in Ungarn, ein Tag des höchsten Schreckens.

Am frühesten Morgen desselben hatte sich von der Alpe Majerowa Szkala eine große Schneelavine auf das am Altgebirge angrenzende, und von Arbeitern eines Hüttenwerks bewohnte Thal Turezka herabgestürzt, eins der dort stehenden hölzernen Häuser ganz verschüttet, ein anderes aber um mehrere Klafter weit fortgeschoben, aus den Fugen gerissen, und gleichsam erdrückt.

In diesem befand sich eine Familie von fünf Personen, von denen die Eheleute schon durch den Donner, mit welchem die Lavine aus der hohen Alp herabglitt, aus dem Schlafe erweckt, durch das Krachen

Vive la république!

des einstü
aber erst
ten. Eil
ter und A
kaum hat
reits ring
gedrängt,
Dest
ses. Gar
men gelag
Spur vor
geflüchtete
der beklag
ten sich i
theils aus
Schaufeln
Schneema
Die
thut sie A
Tag und
dem hefti
tig, durch
gen, wo
Bewohner
mengebroc
derselben
aber andr
einem ode
Endl
chen mehr
gehegt ha
verdrossen
stümmelt,
Ersticken i
welche die
Knabe un
Ange
Arbeiter,
eine neue
massiv au
Eifer des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des einstürzenden, neben dem Wohnhause befindlichen Stallgebäudes aber erst von der Gefahr überzeugt wurden, in der sie bereits schwebten. Eiligst ihre Kinder aus den Betten aufnehmend, flüchteten Vater und Mutter in's Freie hinaus, von ihrem Knechte gefolgt, und kaum hatten sie das Haus verlassen, als es mit dumpfem Geräusche, bereits rings von den herabrollenden Schneemassen umgeben, und fortgedrängt, unter der Last derselben zusammenbrach.

Desto unglücklicher war das Loos der Bewohner des ersten Hauses. Ganz und gar vom Schnee, der sich thurmhoch darüber zusammen gelagert hatte, bedeckt, war es kaum möglich, noch irgend eine Spur von demselben aufzufinden. Durch die aus dem zweiten Hause geflüchteten und glücklich entkommenen Personen von dem Schicksale der beklagenswerthen Bewohner jenes Gebäudes benachrichtigt, machten sich indeß sogleich ein paar Hundert Menschen, theils aus Neusohl, theils aus den umliegenden Hüttenwerken, auf, bahnten sich mit ihren Schaufeln einen Weg zu der Unglücksstätte, konnten jedoch, da die Schneemasse zu hoch und gewaltig war, nur geringe Fortschritte machen.

Die Menschenliebe hat aber auch ihre Begeisterung, und in dieser thut sie Wunder. Wenigstens 150 Personen waren, sich abwechselnd, Tag und Nacht, länger als 40 Stunden in Kälte und Schneegestöber, dem heftigsten Sturme ausgesetzt, ausdauernd und unermüdet geschäftig, durch gegrabene Schachten und Stollen zu der Stelle zu gelangen, wo das Haus gestanden hatte, welches über den Häuptern der Bewohner, ehe diese hatten entfliehen können, so vernichtend zusammengebrochen war. Man urtheilte ganz richtig, daß wohl die meisten derselben ein Opfer dieses plötzlichen Unfalls dürften geworden sein; aber andrerseits gab die Hoffnung neue Kräfte, daß doch wohl noch einem oder dem andern Verunglückten würde Hülfe zu bringen sein.

Endlich war das Haus selbst erreicht, und die verstümmelten Leichen mehrerer Bewohner desselben schlugen die Erwartungen, die man gehegt hatte, sehr darnieder, und erregten das höchste Mitgefühl. Unverdrossen weiter arbeitend, fand man einige Leichname weniger verstümmelt, vielmehr hatten, wie es schien, die Unglücklichen nur durch Ersticken ihren Tod gefunden. Endlich fehlten nach Aussage derer, welche die Hausbewohner gekannt hatten, nur noch zwei, ein kleiner Knabe und eine Dienstmagd.

Angestrengt lange umhersuchend, erinnerte sich einer der thätigsten Arbeiter, daß das Gebäude nach der Nordseite hin vor einigen Jahren eine neue Feuerungsanlage erhalten habe, und daß dieselbe sehr stark massiv aufgeführt worden sei. Dahin richtete man nunmehr allen Eifer des neubegonnenen Suchens, und kaum war aus einer der ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schütteten Stuben der Schnee einigermaßen hinweggeräumt, als man, in einem Augenblicke des Anhaltens und Ausruhens, ein dumpfes Gestöhn zu vernehmen glaubte. Zwar täuschte der Laut anfänglich, und schien von abwechselnder Richtung her zu kommen, aber die ältesten und erfahrensten Hüttenarbeiter behaupteten, ohne sich durch die Meinung Anderer irre machen zu lassen, man müsse in der bisherigen Richtung zu arbeiten fortfahren; dies geschah und hatte die erwünschteste belohnendste Folge.

Je näher man dem angegebenen Orte, wo die neue Feuerungsanlage gestanden, kam, und je lauter man von Zeit zu Zeit rief, desto deutlicher und vernehmlicher ward der Zuruf erwiedert; endlich senkten sich langsam einige durch das Aufgraben des Schnees frei gewordene Balken, und in einem engen Raume unfern des neben dem zerstörten Ofen aufgeführten Schornsteins sahe man, in gebückter halbliegender Stellung, die gesuchte Dienstmagd, höchst erschöpft und ermattet, und den zweijährigen noch lebenden Knaben, in ihre Kleidungsstücke gehüllt, in ihrem Arme. Laut und herzlich war die Freude über diese Rettung, und mit innigstem Danke zu Gott stieg die Gerettete mit ihrem Schützling aus dem finstern Kerker des Todes hervor, wo sie, von Kälte erstarrt und vom Jammer erschöpft, wohl nicht lange mehr ihr trauriges Dasein unter Todesangst zu fristen vermocht hätte.

Den Donner in der Alp vernehmend, war am Morgen des verhängnißvollen Tages das unlängst aufgestandene Dienstmädchen eben damit beschäftigt, Feuer im Ofen anzuschüren, als sie auch schon den furchtbaren Schlag der Lavine auf das Hintergebäude hörte. Schnell zum Bette des kleinsten Kindes, welches in ihrer Kammer schlief, hinspringend, riß sie dasselbe mit einem Kissen heraus, und wollte durch die Thür in's Freie eilen, als schon alles rings um sie her zusammenbrach, und sie mit den Trümmern des meist eingestürzten Ofens zu Boden geworfen wurde. Noch glimmten aber, als sie aus ihrer ersten Betäubung erwachte, einige Kiehnstücke, und bei dem matten Schimmer derselben konnte sie noch so viel wahrnehmen, daß das starke Gemäuer des Schornsteins einige Fuß hoch über dem Boden Widerstand geleistet, und den zerbrochenen Balken dergestalt zum Stützpunkte gedient hatte, daß solche von ihm ab in schräger Richtung zum Boden hinabgestreckt waren.

In den dadurch frei gewordenen Raum war die Dienstmagd mit dem kleinen Knaben eingezwängt; dieß war der Ort, in welchem ihr, wenn ihr nicht bald Hülfe zu Theil ward, ein weit schrecklicheres Loos, ein langsamer und weit qualvollerer Tod bereitet war, als vielleicht die Unglücklichen um sie her erlitten hatten, welche einem gleichen Un-

glücke unterliegen mußten. Die tief bewegte Magd sah dann mit Freude und Schmerz, daß das Kind noch lebe; bald erholte es sich von seiner Betäubung, und schloß sich fest an die gewohnte bekannte Pflegerin an, deren Arme es innig umfingen.

Inbrünstig flehete diese zu Gott um Hülfe und Rettung, inbrünstig um Abwendung des gräßlichen Leidens, mit dem unglücklichen Knaben hier langsam verschmachten zu müssen. Das Feuer erlosch inzwischen, und lästiger Qualm erfüllte den engen dumpfen Raum. Wohl aber hatte die Magd beim Schimmer desselben noch erkannt, daß das Brod, von welchem sie nach angezündetem Feuer die Frühstücksuppe zu bereiten gemeint gewesen war, noch unversehrt auf der kleinen Bank neben dem verschütteten Kamine lag. Mit diesem Brote hatte sie sich und das jammernde Knäblein bisher erhalten, und sich fast dem Erstarren in der Kälte bloßgestellt, um nur, in ihre Kleidungsstücke das Kind einhüllend, demselben das ach! ohnehin fast rettungslos bedrohete Leben zu fristen.

Es war gelungen. Gottes Gnade und Hülfe, die auch in die tiefsten Einöden, wo der geängstete Mensch zu ihm betet, eindringt, erschien der Verunglückten nach 40 langen Stunden, deren jede, in unaussprechlicher Noth verlebt, ihr eine Ewigkeit gedünkt hatte.

Die Retterin des schuldlosen Knaben fand Rettung, und wie sie dem hülflosen Knaben gethan, so geschahe ihr von der unermüdlichen, rastlos thätigen Menschenliebe Anderer. Man nahm die Halberstarrten in die freundlichste Pflege, und gewährte — den besonnenen Muth, die beharrliche Gefaßtheit, und die schwer erprobte aber glänzend bewährte Gesinnung der treuen Magd ehrend, — ihr und ihrem Schützling alle die Sorge und Hülfe, die man leider den unglücklichen Eltern und Geschwistern des verwaiseten Knaben nicht mehr erzeigen konnte.

Treue Hand geht durch's ganze Land.

In einem Dorfe der fruchtbaren Wetterau hatte man im Herbste die Hände voll zu thun gehabt, um den reichen Erntesegen unter Dach und Fach zu bringen. Man brauchte nicht zu sorgen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Denn Scheuer und Speicher waren voll. Im Keller lagen Obst und Kartoffeln hoch aufgeschichtet, und eine Reihe Fässer, voll süßen Aepfel- und Birnenweines, sagten denen, die nicht gern Wasser trinken, daß sie dennoch keinen Durst zu leiden brauchten. Auch

lag für die Frauen und Mädchen der Flachs, sauber und fein bearbeitet, in der Kiste bereit und wartete nur auf das Spinnrad. Hier und da hatten bereits die Spinnstuben begonnen und namentlich in einem Hause des Dorfes bot sich das freundliche Bild gemüthlichen Winterlebens dar. Es war an einem recht rauhen Novemberabend, als sie so recht behaglich da saßen, denn draußen stritten Schnee und Regen, vom Sturme gepeitscht, um die Herrschaft. Es war schon spät, da klopfte es plötzlich stark wider die Laden. Wer mag das sein? sprach der Hausvater, indem er nach dem Fenster ging. Wer klopft so spät? fragte er.

Ein müder, reisender Handwerksbusch, der Nachtherberge sucht, war die Antwort.

Der Hausvater übte noch die fromme Sitte, keinen Herbergsuchenden abzuweisen. Er sagte: Tretet in Gottes Namen herein!

So kam denn bescheiden und grüßend der müde, nasse Wanderer herein und der Hausvater sagte: Landsmann, legt Euer Felleisen ab und macht Euch in die Ofenecke, daß Ihr warm und trocken werdet. Frau, sagte er zur Hausmutter, die aber bereits aufgestanden war, hol' dem Burschen etwas unter die Zähne. Ich weiß aus meiner Jugend her, daß man in der Jugend alle zehn Minuten Appetit und alle fünfzehn einen Bärenhunger hat.

Als es der Handwerksbursche sich schmecken ließ, betrachteten ihn die Frauen und die Mädchen. Man sah's ihm an, daß er's lange so gut und behaglich nicht gehabt hatte, aber auch, daß er ein wohlgearteter, manierlicher Mensch war. Als nun nach dem Essen, das er hübsch mit stillem Gebet begonnen und geschlossen hatte, sich die Männer mit ihm in ein Gespräch einließen, da erkannten sie auch, daß er auf seiner Wanderschaft durchs deutsche Land offene Augen und einen offenen Kopf gehabt, denn er hatte ganz erschrecklich Vieles gesehen und erfahren. Bei ihm hieß es nicht mit dem alten Sprüchwort: „Es flog ein Gänslein über den Rhein und kam als Gigack wieder heim." Er erzählte mit Verstand und man hörte es wieder ganz deutlich, daß es Wahrheit war, was er sagte, denn er windbeutelte nicht und mit dem weltbekannten Münchhausen hatte er keine Ader gemein. Zuletzt zog er die Aufmerksamkeit der ganzen Spinnstube auf sich.

Er hatte längere Zeit in Prag, der Hauptstadt von Böhmen gearbeitet, und wußte von dieser Stadt gar viel Merkwürdiges zu erzählen. Mitten in der Rede abrr unterbrach ihn Einer, der sagte: Landsmann, im vorigen Frühjahr kamen böhmische Musikanten hier durch, die zur Frankfurter Ostermesse zogen, die wußten viel zu reden

vom heiligen Nepomuck und vom Johannisfeste. Könnt Ihr uns darüber nicht näher Auskunft geben?

Ja wohl, antwortete der Geselle. Ich kam gerade am Vorabend des Johannisfestes in Prag an, und Schaaren von Menschen aus allen Gegenden des Böhmerlandes zogen mit mir in die prächtige Hauptstadt ein. Ich war erstaunt über die schöne Stadt; denn eine herrlichere habe ich auf meiner ganzen Wanderschaft nicht gesehen. Sie liegt wie in einem blühendem Garten, rings umgeben von schönen Landhäusern. Ihre neunzig Kirchen, einhundert sieben und zwanzig Thürme und sechszig Paläste geben einem Etwas zu schauen, der übrigen, zahlreichen, schönen Gebäude gar nicht zu gedenken. Der kleinere Theil der Stadt, die „Kleinseite" genannt, zieht sich einen Hügel hinauf, auf dem das Schloß mit der Domkirche steht. Wie ein silberner Gürtel schmiegt sich der Moldaufluß an die Stadt und grüne Inseln heben sich wie Edelsteine aus dem Wasserspiegel empor. Ueber den Fluß führt eine uralte steinerne Brücke, welche die „Kleinseite" mit der „Altstadt" verbindet. Diese Brücke hat sechszehn Bogen und trägt auf ihrem Rücken achtundzwanzig Bildsäulen. Die mittelste derselben stellt den heiligen Johannes von Nepomuck dar, den ehemaligen Erzbischof von Prag, der am 16. Mai 1383 auf Befehl des unholdigen Königs Wenzel von dieser Stelle herab in die Moldau gestürzt wurde, weil er das, was ihm die fromme Königin in der Beichte anvertraut hatte, nicht verrathen wollte.

Die Böhmen haben ihn zu ihrem Schutzpatron gemacht, und wandern jährlich zu Tausenden nach Prag, das Gedächtniß des heiligen Nepomuk zu feiern. Wer in den Häusern und Ställen kein Unterkommen findet, der sucht es auf den Straßen unter freiem Himmel. Das ist namentlich denn für die zahllosen Bettler, Landstreicher und Krüppel gemünzt, die aber an solchen Tagen gute Geschäfte machen.

Wer am Johannisfest unter das Gedränge auf der Straße oder auf der Brücke sich mischen will, der mag nur die Säckel fein zuhalten, denn es gibt da Leute genug, die nicht blöde sind, in fremde Säckel zu fahren und mitzunehmen, was sich nicht wehrt und der Leute giebts überall zu solchen Festzeiten viel; in Prag aber mehr, als gut ist. Weit kommen freilich die Schelme mit dem gestohlenen Gute nicht, weil es nicht gedeiht. Sie kommen etwa bis in eine heimliche Winkelkneipe, wo sie es vertrinken oder verspielen und sind dann so arm, wie zuvor; oft aber kommen sie nicht weiter, als vor's Wiener Thor, rechts, eine Anhöhe hinauf, wo — der Galgen steht. Dort hab' ich mit meinen Augen Manchen hangen sehen, unter Andern auch ein Dienstmädchen mit Kreuzbändern an den Schuhen, weshalb seit-

dem kein ehrlich Mädchen oder Frau in Prag mehr Kreuzbänder an den Schuhen tragen mag.

Doch will ich nicht blos von Spitzbuben erzählen, sondern ein Exempel bringen, daß es noch ehrliche Menschen in der Welt gibt und Gottlob, noch Viele.

In der Stadt Prag wohnte der berühmte und menschenfreundliche Doctor K....., ein alter Junggeselle, in einem großen schönen Hause.

Am Morgen des Johannisfestes, als er eben an einem Schreibpult sitzt, wird er eiligst zu einem Bekannten gerufen, dessen Söhnlein ein Bein gebrochen hatte. Auf der Stelle nimmt der Doktor Stock und Hut und eilt davon. Er vergißt aber in der Eile seinen Pult und seine Stubenthüre zu verschließen. Das Haus ist unbewacht und Alles darin steht offen. — Da kommt ein Mensch mit einem breitkrämpigen Hut, in schwarzen rußigen Hemdsärmeln, über denen ein braunes Wamms herabhing, dessen Aermel unten zugebunden waren, damit man Allerlei, wie in einen Sack, hineinstecken konnte. Denkt Euch nun noch enge schmutzige Hosen und derbe Schnürstiefel dazu, und Ihr habt ein Bild von dem seltsamen Gesellen. Hier zu Land würden die Leute auf der Gasse zusammenlaufen, wenn so Einer sich sehen ließe; in Prag aber kennt man diese Art von Leuten schon. Es sind die Drahtflechter aus dem südlichen Oesterreich, aus dem Lande Siebenbürgen, die umherziehen und für die sparsamen Hausfrauen die irdenen Kochtöpfe mit Draht umflechten, daß sie nicht so leicht zerbrechen. Sie halten sich viel in Prag auf, nehmen mit dem schlechtsten Nachtquartier vorlieb und bekommen ihre Dienste bald gut, bald schlecht belohnt, sind aber mit Allem zufrieden. Jährlich einmal kehren sie in ihre Heimath zurück und bringen das, was sie erübrigt haben, den Ihrigen. Aber weh dem, von dem die Andern berichten, daß er sich im Ausland schlecht betragen oder gestohlen habe!

Wer den guten, ehrlichen Namen der Siebenbürgischen Drahtflechter in der Fremde befleckt hat, der darf nie wieder auf Reisen gehen, sondern hat das Nachsehen, wenn die Andern fröhlich hinausziehen in die weite Welt.

Ein solcher Drahtbinder kommt am Johannistage zu Prag in das Haus des Doktor K....., wo er früher schon manches Gröschel zum Geschenk erhalten hatte. Den Hut in der Hand naht er sich bescheiden dem Zimmer. Die Thür steht offen, aber Niemand ist drinn. Er thut einen Schritt hinein, um zu sehen, ob der Hausherr etwa auf dem Ruhebette sitze, aber auch da ist Niemand zu sehen. Da

fällt sein Blick auf das offene Schreibpult, aus welchem ein paar Rollen Geld ihm entgegen schienen.

Da mag dem armen Kerl denn doch die Versuchung nahe getreten sein. Mit so einer einzigen Rolle Geld könntest du ein glücklicher Mensch werden; brauchtest nicht mehr ein so armseliges Leben zu führen! Alles ringsum ist still, Niemand zu sehen, noch zu hören. Was hindert dich zuzugreifen? — Doch — Nein, sagt eine Stimme in seinem Herzen, du sollst nicht stehlen! Du sollst lieber arm und ehrlich bleiben, als reich und schlecht werden. Aber weil heute viele Landstreicher durch die Straßen ziehen, viele Gauner und Strolche umherstreichen und mausen; weil ein Anderer, der da hereinguckte, nicht so bedenklich im Zugreifen ist, wie du, so sollst du jetzt hier Wache halten, bis der Herr wiederkommt! So denkt er, und damit drückt er den Hut auf sein schwarzes Haar und setzt sich auf die Schwelle der Thür nieder.

Mehrere Stunden waren so vergangen, da kommt endlich der Doktor K..... von seinem Kranken zurück. Schon von ferne sieht er die offene Thüre und beim Gedanken an den heutigen Tag, wo Tausend Diebereien vorzukommen pflegen, erschrickt er tüchtig über seine Vergeßlichkeit und ist vollkommen überzeugt, daß er Alles ausgeleert finden werde; aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er den Drahtbinder mit seinem Gesicht, den Hut tief in die Augen gedrückt und das Kinn auf die Hand gestützt, dasitzen sieht, so trotzig, als wollte er's mit Jedem aufnehmen, der es wagen würde, da herein zu wollen.

Als der Drahtbinder den ihm bekannten Hausherrn kommen sieht, steht er auf, zieht ehrerbietig den Hut ab, und stammelt in gebrochenem Böhmisch einige Worte, die ihn entschuldigen sollen, daß er hier gesessen. Doch der Doktor fällt ihm in die Rede und fragt: Was führt dich auf die Schwelle meiner Thüre? — Das Almosen, gnädiger Herr, das Sie mir geben, so oft ich nach Ihnen komme!

Aber du hast mich ja nicht zu Hause gefunden, sagte der Doktor.

Darum hab' ich warten wollen, bis Sie kämen, erwiederte der Drahtbinder.

Aber du fandest ja Alles offen, hättest dir ja nehmen können, versetzt der Doctor.

Bewahre, gnädiger Herr, entgegnete der Drahtflechter, das wäre gestohlen. Der Drahtbinder ist arm, aber ehrlich.

Bist du schon lange hier? Fragt weiter der Doctor.

Wohl zwei Stunden! ist die Antwort.

Da hast du lange auf dein Almosen warten müssen! ruft der Doktor aus.

Hab' gern gewartet, sagt der Drahtbinder, denn ich hab' der Weile Wache gehalten, als Sie weg waren. Es hätten Diebe kommen können. Du ehrliche Seele, sprach gerührt der Doctor, das soll dir nicht unvergolten bleiben! Er tritt in das Zimmer und nimmt eine der Geldrollen vom Pult und giebt sie dem ehrlichen Menschen. Da nimm, sagt er, deinen wohlverdienten Lohn! Der ehrliche Drahtbinder will Anfangs gar nicht zugreifen, weil er nur sein Almosen erwartet; als indessen der dankbare Doktor in ihn drang, nimmt er's endlich und geht mit tausend Segenswünschen und heißem Danke gegen Gott von dannen.

Seht, das hab' ich in Prag erlebt, sagte der Handwerksbursche.

Das heiß ich ehrlich! sprach der Hausvater und sein Nachbarsmann fügte hinzu: Das heißt recht: Treue Hand geht durch's ganze Land! Der ehrliche Drahtbinder hat wiederkommen dürfen in die Stadt Prag; aber die Spitzbuben sind an den Galgen gekommen! Das sollte Jeder bedenken!

Die Raben des heiligen Meinrad.

Hervor in Gottes lichten Sternentempel
Aus der bescheidenen Kapelle schritt
Der graue Siedler Meinrad eines Abends,
Nachdem andächtig er zum Herrn gebetet
Vor des Altars hochgeweihtem Bild,
Und ein Gesicht im Geiste wundersam
Mit tiefbewegtem Herzen dort gesehen.

Ihm war sein Todesengel nah' erschienen,
Und hat ihn hingewinkt zum Sternensaal.

Da blickte seufzend jetzt empor gen Himmel
Der ruhbedachte, gottgelass'ne Greis,
Dieweil gar mild und ernst zum finstern Walde
Die leuchtende Gestirne niederschauten,
Mit sanftem Lichtesstrahle rings herum
Den Frieden Gottes in den bessern Welten
So klar verkündend jeder Menschenbrust.

Kein Blatt im Haine will des Abends Feier
Durch rauschend lautes Beben frech entweihen;
Die Quelle rieselt an der Klause matt,
Als sänk' allmählig sie zu Traumesschweigen,
Und um den frommen Bruder regt allein
Des Lebens Odem sich in warmer Brust
Zwei muntern, treu ihm zugethanen Raben,
Die jung aus Todesnoth er einst gerissen,
Als Sturm herab vom Mutternest sie warf.

Doch wie der Klausner in des Waldes Schatten
Nun also friedlich auf die Bank sich setzt,
Und traut im Schooße hegt die Raben beide,
Und nicht herab vom Sternenzelte wieder
Zur Erde bringt den heitern Hoffnungsblick:
Eilt ein kühnes Räuberpaar in Hast herbei,
Und greifet rechts und links den Bruder an
Mit hochgezücktem Dolch und Lästerrede.
„Heraus, du Heuchler! nun, du schlauer Wicht,
Heraus die Gaben stracks, die frommen Schafen
So manches Jahr du listig abgeschwatzt,
Und in des Hüttchens Armuth klug versteckt,
Derweil den Dürftigen du spenden solltest."

Erzürnt ob solcher Lüge Frevelworten,
Und tieferschrocken ob der Mörder Wuth,
Vermag mit keinem Laut der Angefaßte
Die Sünder strafend von sich abzuweisen,
Und alsogleich durchbohret ihn der Stahl
Der Beutegierigen, und gräßlich schmähend
In's Düstre der Kapelle werfen sie
Die blutbeträufte Leiche höhnisch fort,
Zur Siedelei dann wenden rasch sich Beide
Wo sie vergebens Gold und Schätze suchen,
Dieweil mit gütevollem Sinne stets
Den Armen früh und spät so gern bescheeret,
Was ihm vertrauet war, der heilige Mann.

Voll Grimmes wühlt die Hand der Missethäter
Im Stroh des Bettes, in des Heerdes Asche,
Zuletzt im Wasserkruge des Erschlagenen:

Es bietet ihnen nirgends Raub sich dar.
Da wähnt das Mörderpaar, in der Kapelle
Den Fang zu haschen, den es sicher hofft,
Und dringt in's Heiligthum mit frechem Fuße.

Doch kaum berühret sind des Hauses Stufen,
So flammen plötzlich auf dem Hochaltar
Die Lichter, die gelöscht vor Augenblicken
In Finsterniß all' finster noch gestanden,
Und bei der Leiche sitzen schauerlich,
Von wundervollem süßen Duft umflossen,
Die Raben, und mit scharfem Hüterauge
Belauschen sie die Mörder, welche nah'n,
Und brechen krächzend los mit Biß und Kralle,
Daß voll Entsetzen ungesäumt die Scheuen,
Nicht Widerstandes eingedenk, entflieh'n.

In Angst, in Seelenangst — da banges Ahnen
Sie Gottessinger in der Raben Ungestüm
Erkennen heißt – durch Nacht und Waldesgrauen
Von dannen jagt das Mörderpaar im Fluge
Dem alten Zür'ch, der Stadt des Schutzes, zu:
Weil dort verborgen es im Volksgedränge
Nicht Klage, nicht Verrath des grausen Mordes
Vor des Gerichtes leisem Ohr besorgt.

Und als am Abend sie zum Labetrank
In abgelegner kleiner Schenke saßen,
Und freier schon die Brust sich lüfteten,
Und mit den Gästen rings zu plaudern wagten:
Da fuhr gewaltig, unversehen rasch,
Aus schmalem Fensterlein von draußen her,
Ein wildes Rabenpaar mit stetem Rufe,
Mit dem Geschreie hochgereizten Zorns!
Und blaß auf seinem Stuhle sank zurück
Der Mörder, der zuerst sie grausend kannte,
Das unbedachte Wort des Schrecks entsendend:
„O Gott! des heil'gen Meinrad Hüter! Sieh!"

Die Gäste fahren stutzig auf, und prüfen
Mit Späherblicken schon das Räubervolk,

Und halten treu die Bleichgeword'nen fest,
Da Schuld auf ihrem Angesicht erscheinet.

Desselben Abends kam die dunkle Sage:
Der fromme Meinrad liegt in seinem Blut,
Durchbohret von verruchten Mörderhänden,
Vor des geweiheten Altares Stufen,
Wo fromm zu seinem Heiland er gefleht.

Und klärlich ward nun Alles offenbaret;
Die Mörder hingeschleppt zum Richterstuhle,
Gestanden bald: „Wir sind's, die das gethan,
Aus schnöder Gier nach des Erschlagnen Habe,
Da Satanas verblendend überreich
Uns sie gespiegelt zu verruchtem Wahn."

Da sprach der Richter: „Sie sind Todes schuldig,
Und Rad und Flamme muß die That versöhnen!
Ihr Zeitliches ist mir anheim gefallen,
Das Ewige wird Gott im Himmel richten:
Er sei den armen Seelen mild und gnädig!"

Vergeltung.

Während des letzten Feldzuges der Kaiserin Katharina von Rußland gegen die Türken stand ein russisches, zum großen Theile aus Ausländern und namentlich aus Polen bestehendes Husarenregiment unfern einer türkischen Festung, welche nächstens ganz eingeschlossen werden sollte, und deren Belagerung vorbereitet war.

Ein junger wackrer Offizier bekam eines Tages den Auftrag, auf Fouragirung auszureiten, und erhielt zu dem Ende 30 Husaren mit. Man hatte den ganzen Tag über kleine Scharmützel mit dem Feinde gehabt, und von beiden Seiten waren Leute gefallen und verwundet. Der russische Lieutenant wußte, daß besonders auch in der Gegend, in welche er jetzt hinausritt, Feinde umhergeschweift und kleine Gefechte geliefert worden waren. Er empfahl also seinen Husaren, da sich der Tag schon zu neigen begann, sowohl genau auf ihrer Huth zu sein, als auch sich überall umzusehen, ob etwa noch irgendwo ein Verwundeter aus ihrem Heere läge, um ihm sofort Beistand leisten zu können.

Da wurde, als der Trupp an dem Saume eines Waldes entlang ritt, aus einem Graben die klagende Stimme eines Menschen vernommen. Sogleich mußten zwei Husaren absitzen, und sich — mit aller im Kriege nöthigen Vorsicht — dem Graben nähern, um zu erforschen, woher die Stimme komme, und ob sie die eines Russen oder eines Feindes sei. Plötzlich brechen die beiden Husaren in ein schallendes Gelächter aus, in Folge dessen der Offizier sich — von einigen seiner Leute begleitet — der Stelle näherte, und im Graben einen alten Juden erblickte, dessen ehrwürdiges Ansehen eben so Achtung gebot, als seine Lage Mitleid einflößte.

„Hilf mir unglücklichem Greis," rief derselbe, „und übe Barmherzigkeit an einem Leidenden, der Dein Feind nicht ist," sprach der Israelit auf polnisch. Der Lieutenant gebot den noch immer lachenden Husaren Ruhe und Ernst, dann aber ließ er den alten Hebräer zunächst aus dem Graben bringen, reichte ihm seine eigne Feldflasche, um sich durch einen Trunk Wein, den er zufällig bei sich führte, zu erquicken, und erfrischte die Lebensgeister des Erschöpften so, daß er fähig war zu erzählen: er sei in — ihm von hoher Hand anvertrauten — Geschäften der Armee gefolgt, und hätte heute früh den Versuch machen sollen, in's feindliche Lager zu gelangen, um dort dem diesseitigen Interesse wichtige Nachrichten einzuziehen, als er, nachdem ein Scharmützel beendigt gewesen, von nachsetzenden russischen Dragonern hier erreicht, ausgeplündert und verwundet worden wäre. Die Angst hätte ihn vermocht, sich demnächst in diesem Graben zu verstecken, wo aber der heftige Blutverlust seine Kräfte so geschwächt und der Schmerz ihn so überwältigt habe, daß er unvermögend geworden sei, sich wieder hinaus zu helfen."

Mehrere Husaren meinten nun zwar, dem alten Hunde wäre nicht zu trauen, und das Kürzeste würde sein, ihn vollends nieder zu hauen; der Meinung war jedoch der Offizier gar nicht, befahl vielmehr im drohenden Tone, jede derartige Aeußerung ganz zu erdrücken, und ließ die lautesten und ungestümsten Bursche sofort, von einem Unteroffizier geführt, weiter reiten, stellte aber zwei der andern Husaren, die er für diejenigen hielt, welche das regste Mitleid mit dem armen blutenden Greise hätten, zum Schutze desselben auf, mit der Anweisung, seine Rückkehr hier zu erwarten.

Diese erfolgte nach etwa zwei Stunden, während welcher der Abend hereingebrochen, und bei der ungünstigen Witterung der verwundete Greis so schwach geworden war, daß es nur mit Mühe gelang, ihn weiter fortzubringen. Der Offizier, um seinen Leuten ein Beispiel echter Menschlichkeit zu geben, saß selbst ab, half und ließ

dem jüdischen Greise helfen, sein Pferd zu besteigen, und führte solches mit eigner Hand durch das Dunkel dem Lager und seinem Zelte zu. Zwar hatte er manchen Scherz und leichten Spott seiner Kameraden zu erdulden über den Fang, den er gethan, er wußte aber treffend darauf zu antworten, und ließ sich nicht abhalten, thätiges Erbarmen an dem Greise auszuüben. Zehn Tage pflegte er desselben theils in seinem Zelte, theils in einer Bauernhütte, wohin er verlegt war, und verschaffte dem Genesenden sodann Pässe, versah ihn mit einigem Gelde, und entließ ihn unter sicherer Begleitung nach der nächsten rückwärts gelegenen Festung.

„Herr," sprach der tief gerührte Greis beim Abschiede, „Du hast Großes und Gutes an mir gethan, mehr gethan, als Sohn und Bruder vermocht hätten. Wie kann ich Dir es je vergelten! Segne Dich der Gott meiner Väter, und sende Dir, wenn Du einst solltest in Noth kommen, einen so edlen Retter — als ich, beraubt, verwundet und dem Tode nahe, in Dir fand." Der großmüthige Offizier lehnte allen Dank ab, und entließ den guten Alten mit seinen herzlichsten Wünschen zur glücklichen Heimkehr zu den Seinigen.

Die Festung wurde indessen eng eingeschlossen, und während die förmliche Belagerung betrieben ward, rückte ein Theil des Heeres, und besonders die Kavallerie, weiter in Feindes Gebiet ein. Das Regiment unsers wackern Lieutenants hatte manches blutige Gefecht mit demselben zu bestehen; er selbst aber zeichnete sich an einem Tage des heißen Kampfes so vortheilhaft aus, daß er am nächsten Tage von dem Oberbefehlshaber zum Rittmeister befördert, und ihm die Eskadron, in der er bisher so rühmlich gedient, da sie ihren Chef verloren hatte, zur Führung anvertraut ward.

Nicht alle seine Kameraden hatten jedoch sein edles fühlendes Herz, das besonders auch von vieler Menschenliebe erwärmt war; er mußte öfters Proben von heimlichem Neide und verborgener Feindschaft erfahren, und so kam es denn, daß er einst bei einem hitzigen Gefechte, in Folge eines feindlichen Ueberfalles, von den Seinigen bei einem kühnen Angriffe nicht so, wie es wohl hätte sein sollen, unterstützt, vielmehr von einer Ueberzahl umgeben, verwundet und zum Gefangenen gemacht wurde.

In damaliger Zeit war das Schicksal derer, welche in die Gefangenschaft der Türken geriethen, noch überaus beklagenswerth. Gewöhnlich wurden sie ihrer Freiheit für immer beraubt, und wenn sie sich der Sultan nicht etwa selbst vorbehielt, als Sclaven verkauft, dadurch aber zur Verrichtung der niedrigsten Geschäfte verurtheilt. Auch unsern armen Rittmeister traf dieses Loos, sobald er hergestellt

war; er ward nach Adrianopel abgeführt, und dort der leibeigne Sclav eines reichen Türken, Namens Ali.

Nicht von Geburt war dieser ein Muhamedaner; nein, als ein Sicilianer war er auf einem Kauffahrteischiffe nach Smyrna gekommen, hatte sich dort eines Verbrechens schuldig gemacht, aber durch seinen Uebertritt zum Islamismus gerettet, und war, da er Verschmitztheit genug besaß, alle Umstände, selbst auf Kosten der Redlichkeit, zu seinem Vortheile zu benutzen, allmählig zu großen Reichthümern gelangt, und gegenwärtig Besitzer eines reizenden Landhauses bei Adrianopel.

Der unglückliche Offizier mußte jetzt den Launen eines fremdländischen Tyrannen huldigen, und sich glücklich schätzen, wenn es ihm einmal vergönnt war, einige Augenblicke in der Nähe desselben zu verweilen. Er war zum Aufseher über den Stall Ali's bestimmt, und gab sich — der eisernen Nothwendigkeit gehorchend — alle Mühe, zu vermeiden, daß die Unzufriedenheit desselben irgend geweckt werden könnte. Dennoch entging er den Rohheiten desselben nicht ganz, und als einst ein Lieblingspferd Ali's durch ungeschicktes Reiten lahm nach Hause gebracht war, sollte durchaus der Aufseher des Stalles daran Schuld sein, ward alsbald von dem hartherzigen Renegaten mißhandelt, und in ein tiefes Gefängniß eingekerkert, woselbst er lange Tage mit Hunger und Durst zu kämpfen hatte.

War durch diesen Vorfall nun aber erst die Bahn zu Mißhandlungen gebrochen, so erfolgten diese nun öfter, und der tiefgebeugte Ehrenmann hatte oft alle seine Mannheit zusammen zu nehmen, um nicht über seinen Peiniger herzufallen, und ihn für seine Bosheiten zu züchtigen.

Eines Tages mußte der Aufseher des Stalles seinem Gebieter nach einer, eine Tagereise von Adrianopel entlegenen, Stadt folgen, woselbst eine Art Messe, verbunden mit einem großen Pferdemarkte, abgehalten ward. Der nicht eben sehr große Ort war gedrängt voll Menschen: Türken, Serbier, Armenier, Polen, Juden, Russen u. s. w. verkehrten in den engen Straßen und in den Läden, so wie auf dem mit den ausgesuchtesten Pferden zahlreich besetzten Roßmarkte. Ali selbst hatte bedeutende Einkäufe dort und hier gemacht, und schickte sich am Morgen des fünften Tages eben zur Rückkehr nach Adrianopel an, als ein polnischer Jude zu unserm in der Sclaverei schmachtenden Offizier herantrat, und ihm nach der Frage: wie er als Rittmeister im russischen Dienste geheißen, und darauf erfolgter Antwort, einen kleinen Zettel in die Hand steckte, und sich eiligst entfernte.

Auf demselben standen in polnischer Sprache die Worte: „Harre noch eine kurze Zeit, und Dein sehnlichster Wunsch wird erfüllt werden."

Der Rittmeister wußte nicht, wie ihm geschah. Wer in dem fernen Lande, wer in der öden Gefangenschaft weiß von dir, und gedenkt dein, und will dich trösten und erquicken mit dem Balsam der Hoffnung? Ist vielleicht irgend einer deiner frühern Kameraden oder Mitstreiter zugleich gefangen genommen, und ihm ein glücklicheres Loos gefallen, also, daß er — da er dich vielleicht in deiner jetzigen Erniedrigung entdeckt hat, dich retten und befreien will zu seiner Zeit? Der edle Sclav grübelte hin und her, — er konnte sich aber keine Glaubenswürdigkeit für seine ach! so süßen Hoffnungen ausgrübeln. Ganz nur mit sich beschäftigt, übersah er diese und jene Kleinigkeit im Dienste, und sein erster Gang war bei der Heimkehr der in's Gefängniß, wohin ihn sein strenger Herr, unter Androhung größerer Strafe, sandte.

Ach! auch diese blieben nicht aus, und immer härter und immer drückender wurde des Rittmeisters unselige Lage. Dabei schlich eine Woche nach der andern dahin. Die nur zu leicht erregte Hoffnung schwand immer mehr, und zuletzt schien es dem Verzagenden, als habe ihn nur ein Traum getäuscht; blickte er aber dann noch einmal auf den schon unzählige Mal gelesenen Zettel, so sagte er sich: derselbe müsse durch den alten Mann, der ihn überbrachte, in unrechte Hände gegeben sein, und wäre vielleicht für wer weiß welchen Glücklichen bestimmt gewesen, während des Boten Ungeschicklichkeit und ein böser Zufall ihn in die unrechten Hände gebracht, und dadurch doppeltes Ungemach bereitet hätte, indem er einen Glücklichen um eine schöne Hoffnung brachte, und einem Unglücklichen sein ohnehin schweres Loos nur noch drückender machte.

Einst, nach einem Tage voll besonderer Mühen und Anstrengungen, bei Verrichtung der niedrigsten Sclavenarbeiten, hatte der Rittmeister sich früher, als wol sonst, auf sein Lager geworfen, da trat plötzlich Ali mit seinem Haushofmeister, dem knechtischen Diener seiner Launen und seiner Laster, in sein Gemach, und schrie ihn an: „Siehe, fauler Christenhund, müßte ich Dich nicht eben jetzt wieder für Deine Trägheit züchtigen; — aber Du bist für meinen Zorn zu schlecht, ich will Dich nicht mehr vor Augen sehen, und habe Dich an einen andern Herrn — und boshaft grinsend setzte er hinzu — an einen solchen verkauft, dessen Du in aller Art würdig bist. Brich auf, und folge augenblicklich diesem meinem Diener. Fort von hier, eilig, — Christenhund!"

Auf dem Hofe stand ein leichter Wagen bespannt; der Rittmei-

ster mußte ihn mit dem Haushofmeister besteigen, und dahin ging's — von zwei andern Sklaven begleitet, über Stock und Block, die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen dämmerte, erreichten die Reisenden eine Schenke, in einem dichten Walde, dort warteten zwei Serbier auf sie, nahmen schweigend den Rittmeister von den ihn bisher schweigend begleitenden Personen in Empfang, und eilten mit ihm, ohne anzuhalten, fort, bis an die Ufer der Donau. Die Unterhaltung war schon um des Umstandes willen, daß man sich nicht recht zu verständigen wußte, höchst einsilbig, und ward von den Serbiern sichtbar vermieden. Tag und Nacht ging, nachdem man die Ueberfahrt über die Donau gemacht hatte, die Reise weiter fort, und erst am dritten Tage Abends erreichte man die Stadt, in der die Serbier erklärten, rasten zu wollen. Sie hatten den Rittmeister meist schweigend zwar, aber mit besonderer Ehrerbietung behandelt; so, gerade so ward ihm auch in dem Hause begegnet, bei welchem man abstieg und ihn einführte.

Schon war in unserm Rittmeister der Hoffnung Funke zur hellen Flamme angefacht, als man ihn aus den Händen der zum Hause seines Peinigers gehörenden Personen befreite, und ihm mit großer Achtung begegnete. Jetzt aber, als er in das ihm angewiesene Zimmer eintrat, und dort alles zu seiner besondern Pflege eingerichtet, ja auch einen Oberrock, Mantel und Hut, wie er ihn, als Husaren-Offizier sonst getragen, neu vorfand, jetzt schlug sein Herz in höhern frohern Pulsen, und er gab mit wahrem Entzücken dem Gedanken Raum, er sei vielleicht durch Fürsprache eines mächtigen Gönners, den er freilich nicht aufzufinden und zu bezeichnen wußte, befreit. Die serbischen Diener baten den Rittmeister, sich den Rock anzulegen, und entfernten sich.

Da öffnete sich bald darauf die Thür, und herein trat, festlich gekleidet, — der alte Jude, dem er einst durch menschenfreundliche Hülfe das Leben gerettet, und dem er Hülfe und Pflege hatte angedeihen lassen. „Gelobt sei der Gott meiner Väter," sprach der Greis, „daß ich Dir vergelten kann, Herr, was Du an mir gethan. Sei gegrüßet im Hause Deines Knechtes, an dem Du Erbarmen geübt." — Ein paar Thränen rollten über die gefurchten Wangen des ehrwürdigen Israeliten in seinen Silberbart hinab, — kaum aber hatte er den hocherstaunten Mann, den er als seinen Retter bezeichnete, begrüßt, da drangen, laut jubelnd, ältere und jüngere blühende Männer, junge Weiber mit ihren Kindern und blühende Jungfrauen, in das Zimmer, umgaben gerührt und mit großer Herzlichkeit den Rittmeister, und dankten ihm laut des Groß-

vaters Rettung. Es war die Familie des Greises, die mit froher Ungeduld herbeieilte, den edlen Mann zu sehen, dem sie die Erhaltung ihres Vaters und Großvaters verdankte.

Jetzt bestürmte der Rittmeister den Greis mit Fragen, und er vernahm von demselben, daß er durch einen vertrauten Geschäftsträger, den er im russischen Hauptquartiere gehabt, gehört habe, daß sein Retter verwundet in die Gefangenschaft der Türken gerathen sei. Von dem Tage an wäre seine Ruhe ganz von ihm gewichen, und er habe es sich heilig und theuer angelobt, alles zur Rettung seines Wohlthäters zu versuchen. „Lange spürte ich im türkischen Gebiete, wo ich durch Handelsgeschäfte seit langen Jahren bekannt bin, umher" — fuhr der alte Hebräer fort — „und konnte Sie nirgend entdecken, noch etwas von Ihnen erfahren. Da sah ich Sie auf dem Roßmarkte in * mit dem reichen Ali aus Adrianopel, und kundschaftete bald von seinen Leuten aus, daß Sie sein Sclav, und von ihm hart gehalten wären. Ich mußte sehr vorsichtig sein, wenn ich Sie retten wollte, denn Ali ist ein gar tückischer, böser Mensch. Er hat den Glauben seiner Väter verleugnet, und ist durch Lug und Trug reich und mächtig geworden. Mir blieb nur übrig, Sie noch durch ein paar Worte, meinem alten Diener schriftlich zur Einhändigung an Sie anvertraut, von Ihrer möglichen baldigen Befreiung benachrichtigen zu lassen, auf daß Sie Muth behielten, Ihr Unglück noch eine Weile zu ertragen."

„Einige Wochen später — denn eher durfte es, um Ali's Verdacht nicht zu erregen — nicht geschehen, folgte ich Ihnen nach Adrianopel, und leitete dort ein solches Geschäft ein, das mich mit ihm in besondere Berührung brachte. Ich zeigte ihm einen nicht zu verachtenden Gewinn, und ließ dann die Bitte fallen, er möchte mir einen tüchtigen Menschen von seinen Sclaven ablassen, der mich, da ich eines handfesten Mannes bedürfe, nach Constantinopel und Smyrna begleiten solle. Ali ließ mehrere seiner Sclaven über den Hof gehen; auch Sie waren unter der Zahl. Mir schlug hoch das gerührte Herz. Mit möglichster Ruhe aber und Gleichgültigkeit wählte ich Sie. — Der ist ein stolzer Bursche, sprach der boshafte Renegat, der erst noch unter strenger Zucht muß mürbe werden. Den muß ich noch erst zähmen, wie ein böses Roß, den lasse ich nicht. Ich aber sprach: den oder keinen, und wurde bedenklich wegen des vorhabenden Geschäfts. Da gab er nach, ließ sich einen guten Preis gefallen, und machte mir zur Hauptbedingung, Sie an einen aber auch recht strengen Herrn wieder zu verkaufen. Darauf ging ich ein, gab vor, noch erst nach Szumla reisen zu müssen, und bestimmte ihm einen Ort,

wohin er Sie bringen sollte, und an meine Leute, zwei Serbier, abliefern lassen. Ich zahlte die Summe, schloß mein Geschäft mit ihm ab, reis'te von dannen, und nach drei Tagen mußte er Sie mir nachsenden.

Der Gott meiner Väter sei gelobt, der mich diesen Tag hat erleben, der mir es hat gelingen lassen, Herr, mein Wohlthäter, Ihnen zu beweisen, wie ich fühle die Größe des Erbarmens, so Sie an mir geübt. Betrachten Sie sich in meinem Hause hier als Herr. Befehlen Sie über mich, die Meinigen, und das Hab und Gut, mit dem der Gott meiner Väter gesegnet hat meinen Fleiß im Handel und Wandel durch lange Jahre. Ich habe im Hauptquartiere Ihres Heeres schöne Geschäfte gemacht; — ich bringe Sie selbst, wenn Sie sich werden erholt und gestärkt haben, dahin zurück. Bis dahin aber sein Sie mir hier zu tausend Malen willkommen."

Der dankbare Israelit hielt Wort; er selbst brachte seinen Wohlthäter zu seinem Regimente zurück, bei dem ihn die Liebe und Achtung Aller mit großer Herzlichkeit empfing.

Kriegsbild aus dem Ungarnkriege.

(Gedicht von P. J. Beumer.)

„Freiwill'ge vor! Wer wagt es, zu umschleichen
Den Feind, und diese Botschaft zu besorgen
An ihre Ordre! Fünfundzwanzig Gulden!
Ein schöner Preis in blankem Silbergelde!"
Ha! wie es reizt, das schöne Silbergeld,
Wo man seit Monden nur gewohnt Papier.
Es traten vor zwei muthig brave Krieger,
Sie wagen's — wenn auch nicht für ihren Kaiser,
Den jungen — schaun's, drei Gulden sind halt rar,
Und sie, sie haben keinen rothen Kreuzer
Seit Wochen mehr geseh'n, die braven Krieger.
Sie eilen fort, getreu zu überbringen
Die wicht'ge Botschaft und dann zu empfangen
Die lieben, schönen, blanken Silbergulden.
„Schau', Hansel, schau'! Dort hält ein Bauer im Wagen,
's ist halter Einer von des Kussuth Leuten.
Nur sachte, sacht, daß er uns ja nicht merket!
Wir springen hui! hinauf auf seinen Wagen.

„Fort! Bauer! fort! ist dir halt lieb dein Leben;
So fahre zu, wie wir den Weg dir zeigen."
Da knallt's aus dem Gebüsch, doch unsre Helden,
Sie zeigen, daß auch sie sehr scharf geladen.
„Fahr' zu! sonst sind verloren uns're Gulden!"
Und mit dem Kolben gibt dem Wort er Nachdruck.
Der arme Landmann! öd' und wüst die Felder,
Sein fettes Vieh gestohlen aus den Ställen,
Und Haus und Hof geplündert und zertrümmert —
Muß er nun noch dem Feind' als Fuhrmann dienen.
Wie schnaubend fliegen sie dahin, die Rosse,
Als gelt's noch heut' das Kaiserthum zu retten!
Doch was beseelt die Krieger so mit Muth?
Ist's die Begeist'rung für das Vaterland?
Ist's Liebe für den angestammten Kaiser!
Ach nein, — es sind die schönen Silbergulden.

Die Hauskatze.

Unser liebes Hauskätzchen, das sich so gern von uns streicheln läßt, hat gar grausame Vettern und Basen. Der Löwe, der Tiger, der Leopard, der Jaguar, der Luchs gehören alle zum Katzengeschlecht, denn alle haben oben vier, unten drei Backenzähne, auch sind sie mit scharfen, nadelspitzigen Klauen versehen, die sie in besondere Scheiden der Zehen zurückziehen und nach Belieben vorspringen lassen können. In manchen Wäldern Europa's findet sich die Katze noch wild, lebt da meist in hohlen Bäumen und geht Abends auf den Raub aus, der in Vögeln, Kaninchen, Hasen u. s. w. besteht. Ihre Zähmung scheint, wenigstens in Europa, nicht in das früheste Alterthum zurückzugehen; die Griechen z. B. kannten sie nur wenig, und selbst im elften und zwölften Jahrhundert war eine gute Hauskatze noch eine große Seltenheit und wurde theuer bezahlt.

Der größte Nutzen, den die Katze uns leistet, besteht in dem Wegfangen der Mäuse, weniger der Ratten, an welche nicht alle Katzen sich wagen. Um ihre Lippen stehen, wie beim Löwen, Tiger u. s. w. mehrere Reihen steifer Barthaare, welche sie wahrscheinlich gegen den Biß der Ratten und Mäuse schützen; wenigstens soll eine Katze, der man die Barthaare abschneidet, keine Jagd mehr auf diese Thiere machen. Ihr Auge, dessen Pupille sich bei Tage zu einer schmalen Spalte

verengt, bei Nacht aber sich erweitert, leuchtet im Finstern. Ihre Füße sind unten mit einer Hornhaut weich gepolstert, so daß sie weder Mensch noch Thier vernimmt, wenn sie recht leise schleichen will. In ihrem Schweife hat sie eine besondere Kraft und Elasticität. Wie das Bewegen desselben beim Hunde Wohlwollen und Freundlichkeit anzeigt, so soll es bei der Katze Tücke und Feindschaft kund thun. Wenn sie auf eine Maus lauert, so schlägt sie mit dem Schwanze. Beim Springen und Fallen kommt dieser Schwanz ihr sehr gut zu Statten, indem sie mittels desselben ihrem Körper eine wagerechte Stellung und Gleichgewicht zu geben weiß. Eine Katze wird selten zu Tode fallen, wenn sie auch von dem höchsten Dache herabstürzt, denn sie weiß sich immer so zu wenden, daß sie auf die vier Füße fällt.

Reinlichkeit ist der Katze in hohem Grade eigen. Wie oft des Tages putzt sie sich, und wie sorgfältig weicht sie, wenn sie über die Straße geht, allem Unrath und Schmutze aus. Nässe und Wasser ist ihr sehr zuwider, dagegen liebt sie den Sonnenschein. Merkwürdig ist ihre Liebhaberei für gewisse Gewächse, z. B. für den Baldrian. Dagegen ist ihr die Gartenraute so zuwider, daß sie Gegenstände, welche man mit den Blättern derselben gerieben hat, lange Zeit vermeidet. — Zu ihren Jungen hat sie eine außerordentliche Liebe und Zärtlichkeit, und durch die Art, wie sie diese äußert, verschafft sie oft dem Thierfreunde ein sehr unterhaltendes Schauspiel.

Eine freundliche Behandlung gefällt der Katze sehr, und das Schnurren, das sie hören läßt, wenn man ihr schmeichelnd das Fell streicht, ist ein Zeichen ihres Wohlbehagens. Die Anhänglichkeit und Treue des Hundes aber sucht man vergebens bei ihr. Sie ist mehr anhänglich an das Haus, in welchem sie erzogen und gefüttert wurde, als an die Bewohner desselben; ziehen diese weg, so geschieht es häufig, daß die mitgenommene Katze wieder in die alte Behausung zurückkehrt, wo sie alle Wege und Schliche weiß und mit den Schlupfwinkeln der Mäuse so gut bekannt ist.

Doch weiß man auch einige Beispiele von großer Anhänglichkeit einzelner Katzen gegen ihre Wohlthäter. Als einst der junge Bernardin von Saint-Pierre, der nachmals ein so berühmter Schriftsteller wurde, eine Katze fand, welche von einer Köchin so grausam behandelt worden war, daß sie kaum noch athmete, trug er sie mitleidsvoll nach Hause und pflegte ihrer, daß sie bald wieder ihre Jagd auf Mäuse und Ratten beginnen konnte. Aber die grausame Behandlung, welche sie erfahren hatte, schien einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht zu haben; scheu floh sie alle Menschen, und wer ihr zu nahe kam, der mußte ihre Klauen und Zähne fürchten. Nur ihren Woh

thäter kannte und liebte sie. Auf ihn eilte sie zu, als sie ihn nach einiger Abwesenheit wiedersah, knurrte freundlich und bewies ihm durch ihre Blicke und sanftes Miauen, daß sie ihn lieb habe und ihm dankbar sei. — Die ungerechten Verfolgungen und Mißhandlungen, welche oft eine Katze von den Menschen erleiden muß, mag allerdings auch in ihr Mißtrauen, Menschenscheu und Falschheit erwecken. Wer eine Katze züchtigt, weil sie den Lieblingskanarienvogel, eine Taube oder ein frisch ausgebrütetes Hühnlein gefressen, handelt unvernünftig, denn die Katze folgte bloß dem Triebe ihrer Natur, und der Mensch, der diese Natur kennt, schreibe sich selbst den Schaden zu, der ihm daraus erwächst, wenn er nicht dasjenige vor ihr verschließt, was ihren Appetit reizen kann. Höchst unvorsichtig ist es, Katzen in Schlafkammern zu dulden, besonders wenn kleine Kinder darin schlafen. Da diese Thiere ein warmes und bequemes Lager lieben, so legen sie sich gerne über den Hals der Kinder und ersticken sie auf diese Art, ohne daß sie es gerade wollen. Freilich erwacht oft auch, wenn das Kind im Schlafe sich regt oder schreit, die Mordlust der Katze, und dann, wehe dem armen unbeschützten Säugling. Zu Aisne, in Frankreich, geschah es im Jahr 1827, daß eine Wärterin, nachdem sie das ihr anvertraute Kind um 6 Uhr Abends schlafen gelegt und die Thür wohl verschlossen hatte, in ein anderes Haus ging, von wo sie erst um Mitternacht zurückkehrte. Indem sie die Kammer öffnet, sieht sie die Katze herausstürzen. Sogleich läuft sie zur Wiege des Kindes und findet es — todt und zerfressen.

Manche Menschen haben einen solchen angebornen Widerwillen gegen die Katzen, daß sie in ihrer Gegenwart Bangigkeiten empfinden oder wohl gar ohnmächtig werden. Vielleicht ist dies eine Folge der Elektricität, welche dem Fell dieser Thiere entströmt. Streicht man dasselbe im Finstern gegen die Haare, so sprüht es knisternde Funken.

Bei den Muselmännern werden die Katzen sehr in Ehren gehalten, und wisset ihr auch warum? Ich will es euch sagen. Mahomet, der Stifter ihrer Religion, hatte eine Lieblingskatze, welche einmal in dem Aermel seines Kleides Junge zur Welt brachte. Und um nun die Katze nicht zu stören, schnitt er den Aermel aus und überließ ihr denselben. Deshalb nun achten die Muselmänner die Katzen sehr hoch, und die Einwohner von Aleppo, in der asiatischen Türkei, haben sogar ein eigenes Hospital erbaut, in welchem gegen 500 Katzen unterhalten werden. Welche himmlischen Konzerte mag man da oft zu hören bekommen.

Der beherzte Flötenspieler.

Es war einmal ein lustiger Musikant, der die Flöte meisterhaft spielte; er reiste daher in der Welt herum, spielte auf seiner Flöte in Dörfern und Städten und erwarb sich dadurch seinen Unterhalt. So kam er auch eines Abends auf einen Pachtershof und übernachtete da, weil er das nächste Dorf vor einbrechender Nacht nicht erreichen konnte. Er wurde von dem Pachter freundlich aufgenommen, mußte mit ihm speisen und nach geendigter Mahlzeit einige Stücklein auf seiner Flöte vorspielen. Als dieses der Musikant gethan hatte, schaute er zum Fenster hinaus und gewahrte in kurzer Entfernung bei dem Scheine des Mondes eine alte Burg, die theilweise in Trümmer zu liegen schien. „Was ist das für ein altes Schloß?" fragte er den Pachter, „und wem hat es gehört?" Der Pachter erzählte, daß vor vielen, vielen Jahren ein Graf da gewohnt hätte, der sehr reich, aber auch sehr geizig gewesen wäre. Er hätte seine Unterthanen sehr geplagt, keinem armen Menschen ein Almosen gegeben und sei endlich ohne Erben (weil er aus Geiz sich nicht einmal verheirathet habe) gestorben. Darauf hätten seine nächsten Anverwandten die Erbschaft in Besitz nehmen wollen, hätten aber nicht das geringste Geld gefunden. Man behaupte daher, er müsse den Schatz vergraben haben und dieser möge heute noch in dem alten Schloß verborgen liegen. Schon viele Menschen wären des Schatzes wegen in die alte Burg gegangen, aber keiner wäre wieder zum Vorschein gekommen. Daher habe die Obrigkeit den Eintritt in dies alte Schloß untersagt und alle Menschen im ganzen Lande ernstlich davor gewarnt. — Der Musikant hatte aufmerksam zugehört und als der Pachter seinen Bericht geendigt hatte, äußerte er, daß er großes Verlangen habe, auch einmal zu gehen, denn er sei beherzt und kenne keine Furcht. Der Pachter bat ihn auf's dringendste und endlich schier fußfällig, doch ja sein junges Leben zu schonen und nicht in das Schloß zu gehen. Aber es half kein Bitten und Flehen, der Musikant war unerschütterlich.

Zwei Knechte des Pachters mußten ein paar Laternen anzünden und den beherzten Musikanten bis an das alte schaurige Schloß begleiten. Dann schickte er sie mit einer Laterne wieder zurück, er aber nahm die zweite in die Hand und stieg muthig eine hohe Treppe hinan. Als er diese erstiegen hatte, kam er in einen großen Saal, um den ringsherum Thüren waren. Er öffnete die erste und ging hinein, setzte sich an einen darin befindlichen altväterlichen Tisch, stellte sein Licht darauf und spielte die Flöte. Der Pachter aber konnte die ganze Nacht vor lauter Sorge nicht schlafen und sah öfters zum Fen-

ster hinaus. Er freute sich jedesmal unaussprechlich, wenn er da drüben den Gast noch musicieren hörte. Doch als seine Wanduhr elf schlug und das Flötenspiel verstummte, erschrack er heftig und glaubte nun nicht anders, als der Geist oder der Teufel, oder wer sonst in diesem Schlosse hauste, habe dem schönen Burschen nun ganz gewiß den Hals umgedreht. Doch der Musikant hatte ohne Furcht sein Flötenspiel abgewartet und gepflegt, als aber sich endlich Hunger bei ihm regte, weil er nicht viel bei dem Pachter gegessen hatte, so ging er in dem Zimmer auf und nieder und sah sich um. Da erblickte er einen Topf voll ungekochter Linsen stehen, auf einem anderen Tisch stand ein Gefäß voll Wasser, eines voll Salz, und eine Flasche Wein. Er goß geschwind Wasser über die Linsen, that Salz darin, machte Feuer in dem Ofen an, weil auch schon Holz dabei lag, und kochte sich eine Linsensuppe. Während die Linsen kochten, trank er die Flasche Wein leer und dann spielte er wieder seine Flöte. Als die Linsen gekocht waren, rückte er sie vom Feuer, schüttete sie in die auf dem Tische schon bereit stehende Schüssel und aß frisch darauf los. Jetzt sah er nach seiner Uhr und es war um die elfte Stunde. Da ging plötzlich die Thür auf, zwei lange schwarze Männer traten herein und trugen auf der Schulter eine Todtenbahre, auf der ein Sarg stand. Diesen stellten sie, ohne ein Wort zu sagen, vor den Musikanten, der sich keineswegs im Essen stören ließ, und gingen ebenso lautlos, wie sie gekommen waren, wieder zur Thür hinaus. Als sie sich nun entfernt hatten, stand der Musikant hastig auf und öffnete den Sarg. Ein altes Männchen, klein und verhutzelt, mit grauen Haaren und grauem Barte lag darinnen; aber der Bursche fürchtete sich nicht, nahm es heraus, setzte es an den Ofen und kaum schien es erwärmt zu sein, als sich schon Leben in ihm regte. Er gab ihm hierauf Linsen zu essen und war ganz mit dem Männchen beschäftigt, ja fütterte es wie eine Mutter ihr Kind. Da wurde das Männchen ganz lebhaft und sprach zu ihm: „Folge mir!“ Das Männchen ging voraus. Der Bursche aber nahm seine Laterne und folgte ihm sonder Zagen. Es führte ihn nun eine hohe verfallene Treppe hinab und so gelangten beide in ein tiefes schauerliches Gewölbe.

Hier lag ein großer Haufen Geld. Da gebot das Männchen dem Burschen: „Diesen Haufen theile mir in ganz gleiche Theile, aber daß nichts übrig bleibt, sonst bringe ich Dich ums Leben!“ Der Bursche lächelte blos, fing sogleich an zu zählen auf zwei Tische herüber und hinüber und brachte so das Geld in kurzer Zeit in zwei gleiche Theile, doch zuletzt — war noch ein Kreuzer übrig. Der Musikant aber besann sich kurz, nahm sein Taschenmesser heraus, setzte es auf den Kreu-

zer mit der Schneide und schlug ihn mit einem dabei liegenden Hammer entzwei. Als er nun die Hälfte auf diesen, die andere auf jenen Haufen warf, wurde das Männchen ganz heiter und sprach: „Du himmlischer Mann, Du hast mich erlöst! Schon hundert Jahre muß ich meinen Schatz bewahren, den ich aus Geiz zusammengescharrt habe, bis es einem gelingen würde, das Geld in zwei gleiche Theile zu theilen. Noch nie ist es einem gelungen und ich habe sie alle erwürgen müssen. Der eine Haufen Geld ist nun Dein, der andere aber theile unter die Armen. Götterlicher Mensch, Du hast mich erlöst!" Darauf verschwand das Männchen. Der Bursche aber stieg die Treppe hinan und spielte in seinem vorigen Zimmer lustige Stücklein auf seiner Flöte.

Da freute sich der Pachter, daß er ihn wieder spielen hörte und mit dem frühsten Morgen ging er auf das Schloß (denn am Tage durfte Jedermann hinein) und empfing den Burschen voller Freude. Dieser erzählte ihm die Geschichte, dann ging er hinunter zu seinem Schatz, that wie ihm das Männchen befohlen hatte und vertheilte die Hälfte unter die Armen. Das alte Schloß aber ließ er niederreißen und bald stand an der vorigen Stelle ein neues, wo nun der Musikant als ein reicher Mann wohnet.

Das Examen.

Ich wollte meinen Kopf darauf wetten, daß Viele von meinen lieben Lesern schon von dem „alten Dessauer" gehört haben, der Einer der tapfersten Generäle Preußen's war. Dieser sogenannte „alte Dessauer" war aber der Fürst Leopold von Dessau. Ein kurioser Kauz, weil sie nicht alle Tage die Sonne bescheint, aber ein Mann von edler, tüchtiger Gesinnung. Man erzählt eine Menge Schnurren und Schnaken von ihm; die ich aber hier erzählen will ist, keine gemachte und ihm angedichtete, sondern eine wahre Begebenheit. Das Regiment des Fürsten lag in Halle in Garnison, und auch er hielt sich meist in Halle auf, war aber oft sehr ungehalten über die schlechten Sitten, welche unter seinen Soldaten einrissen, darum wollte er auch, als sein Feldprediger versetzt worden war, sich einen neuen Feldprediger herausfingern, der sich, wie man sagt, gewaschen und Haare auf den Zähnen hatte.

Fürst Leopold befand sich einige Tage in Dessau bei seiner Familie, als sich eines Tags ein junger Geistlicher melden ließ, der Feldprediger werden wollte.

Er kann kommen, sagte er zu dem Kammerdiener, der ihn meldete, und bald trat in männlich-fester militärischer Haltung, ein stattlicher, schöner und fein gekleideter junger Mann herein.

Der Fürst Leopold hatte durchdringend scharfe Augen. Er musterte den jungen Mann scharf. Er gefiel ihm sehr, besonders der Ausdruck männlicher Festigkeit in seinem Wesen.

Er will also Feldprediger bei mir werden? fragte er den jungen Mann.

Wenn Eure Durchlaucht das Zutrauen in mich setzen wollen, daß ich dazu befähigt sei, so wärs mein Wunsch, erwiederte der junge Mann und zog eine Brieftasche heraus, aus welcher er eine Anzahl Zeugnisse über den Stand seiner Kenntnisse und seine Aufführung herausnahm, um sie dem Fürsten zu überreichen.

Der Fürst machte eine abweisende Bewegung mit der Hand und sagte: „Thu er das papierne Zeug da wieder in Seine Brieftasche. Ich habs nicht gerne, wenn Andre für mich gucken. Hab selber gute Augen. Ich fühle meinen Leuten gerne selber auf die Zähne, und er mag sich bereit halten, von mir examinirt zu werden. Das will ich ihm sagen, fuhr er fort, daß ich mich um den gelehrten Kram gar nicht kümmere, sondern daß es mir darum zu thun ist, einen Mann zu kriegen, der einen Kerl gehörig zu fassen und zurecht zu machen versteht; denn sie taugen dem Teufel nichts, sobald sie aus dem Dienste sind.

Er ging nun schnell einige Mal im Gemach auf und nieder als besinne er sich auf das, worin er den jungen Mann examiniren wollte. Diesem mochte bei solch einem ganz absonderlichen Examen das Herz denn doch ein wenig laut pochen; aber seiner Kenntnisse sich bewußt, und auch sonst resolut, erwartete er ziemlich gefaßt das, was nun kommen sollte. Plötzlich trat Leopold vor ihn hin und sprach: Da er bei meinem Regimente Feldprediger werden will, so muß ich Ihn auch mit seiner künftigen Heerde bekannt machen. Das sind lauter räudige Schafe, sag ich Ihm, lauter Rakker. Brav und tapfer vor dem Feinde, ja das sind die Kerls, das muß ich sagen, Kerls wie die Löwen! Bei Stettin, auf der Insel Kuppen, in Ungarn bei Ofen, bei Hochstädt und Kaiserswerth, in Italien und Brabant haben sie sich geschlagen, daß es ein Plaisir war und die lieben Engel im Himmel ihr blaues Wunder an ihnen sahen; aber sind sie einen Tag in der Garnison, so fährt der Satan in sie hinein. Dann karten, saufen, räsoniren und liederlichen sie, daß es eine Schande ist. Dann verkaufen sie das Hemd vom Leibe, und bringens durch. Das Hemd vom Leibe! Sag er selbst, was ist dem Menschen näher, als das Hemd auf dem

Leibe? Wer das verkauft, der verhandelt auch seinen Kameraden, seinen Hauptmann, seinen Obersten und seinen König, wenn sich ein Hundsfott findet, der ihn kaufen will! Dann werden die Kerle desperat, schmieden Complotte, und gehen zum Henker! Da sag Er nur, wie will Er das hintertreiben?

Der junge Mann besann sich kurz, reichte dem Fürsten die Hand und sagte fest: „Ja, mit Gottes Hülfe! Eure Durchlaucht müssen mir aber auch in die Hände arbeiten und mich unterstützen."

Der Fürst blickte ihn unverwandt an. Als ihm der junge Mann seine Hand darreichte, faßte und drückte er sie. „Das versteht sich von selbst," fuhr er fort. „Er soll an mir einen treuen Adjutanten haben, darauf verlaß er sich. Bring' ich die Kerls nicht in die Reihe und zur Raison, so will ich lieber den Degen nicht länger tragen! Hör' er mal," fuhr der Fürst Leopold fort, „ich möchte wissen, wie Er mit so einem Bruder Liederlich umspringen will, der keinen Schuß Pulver werth ist, und den Ihm der Hauptmann zuschickte und Ihn bitten ließe, dem Kerl den Pelz aus dem Fundamente durchzuwaschen. Denk' Er, ich wär' so Einer und stände jetzt vor ihm, um das Kapitel aus den Leviten gehörig zu fassen! Mach' er einmal Sein Exercitium."

Der junge Mann dachte: Holla! nun gilt's! Aber ich will dir den Kümmel reiben, daß dir das Nießen ankommt, als wär's Sänftomer! Er stellt sich in Positur, und Fürst Leopold faltet die Hände, senkt das Haupt und nimmt die Stellung eines Menschen ein, der sich seiner Schuld bewußt ist und demüthig die Strafpredigt anzuhören sich eben anschickt.

Mit fester, klarer Stimme begann der junge Geistliche: „Es ist Euch bekannt, warum Euer braver Herr Hauptmann Euch zu mir beordert hat. Euer Betragen ist eines braven Soldaten unwerth, ist eine Sünde vor Gott, eine Schande für das Regiment, ein Aerger für Euren edlen Chef. Geht's so mit Euch fort, so wär's Schade für den Schuß Pulver, der Euch träfe; aber dazu kommt's nicht, denn zuerst giebt's einen blutigen Rücken, und dann werdet Ihr dem Henker überliefert, der Euch aufknüpft. Schmach und Schande für einen Soldaten, der nicht einen ehrlichen Soldatentod stirbt! Doch es giebt auch noch einen andern Weg. Ihr desertirt aus Furcht vor der verdienten Strafe, treibt Euch als Landstreicher und Bettler umher, wenn Ihr nicht ein Räuber und Spitzbube werdet, und, will Ihr eidbrüchig geworden seid, wird Euer Name in Eurem Geburtsort an den Galgen geschlagen zum ewigen Schimpf für Euere Familie. Und wie steht's um die Seele? Ein Eidbrüchiger fährt zur Hölle und ein Dieb, Trunkenbold, Hurer und Ehebrecher kann nicht das Reich Gottes er-

erben! Darum lasset mein Wort Eingang in Euer Herz finden. Ich meine es, als Gottes Diener und Euer Seelsorger, treu und gut mit Euch und möchte Euere Seele retten und einen braven Soldaten aus Euch machen. Drum laßt ab von Eurem Luderleben. Kehret um und höret, was der Vorläufer Christi, Johannes der Täufer zu den Soldaten spricht: Thuet Niemand Gewalt, noch Unrecht und lasset Euch genügen an Eurem Solde. (Luca 3, 14.)

Als der junge Pfarrer so sprach, hatte er seine Stimme erhoben und im Tone des strengen Bußpredigers mit großem Nachdrucke geredet.

Die Fürstin von Dessau, die Gemahlin des Fürsten Leopold, war während dieser Rede in das Gemach nebenan getreten. Mit Erstaunen hörte sie, wie da nebenan Einer einem Andern in ihres Gemahls Gemach den Text las. Sie horchte eine Weile und dachte dann: Was um aller Welt willen mag da zu thun sein? Endlich kann sie ihrer Neugierde gar nicht mehr Maß und Ziel setzen, öffnet leise die Thüre, die in ihres Gemahls Gemach führt, und bleibt starr vor Erstaunen stehen; denn da sieht sie einen jungen Geistlichen in heiligem Eifer und ihren Gemahl in der Stellung eines Bußfertigen, der die gute Wahrheit in aller Demuth hin- und annimmt.

Unterbrechen mochte sie nicht und wollte einmal den Ausgang abwarten.

Endlich schloß der Prediger mit den Worten: „Nun geht hin und bessert Euch. Ich will Gott bitten, daß er Euer Herz zum Guten lenke, damit der König, der Chef und das Regiment wieder Freude an Euch erleben! —

Beide hatten die Fürstin nicht gesehen.

Jetzt rief sie: „Aber mein Gott, Leopold, was giebt's denn hier? —

Der Kandidat fiel fast in Ohnmacht vor Schrecken. — Leopold aber sagte ruhig: „O nichts, gar nichts, liebes Kind! Der junge Mann ist mein neuer Feldprediger; der hat eben sein Examen gemacht, und wahrhaftig, der versteht's!

Die fromme Tante.

Es war im Jahre 1848. Ein furchtbarer Sturm durchbrauf'te die Völker Europa's. Alle hergebrachte Ordnung, alle gesetzlichen Bande schienen aufgelöf't zu sein. Auch der gewerbliche Verkehr, Fabriken und Handel litten unter diesen Stürmen. Armuth und Noth waren die

nächsten Folgen des Aufruhrs. Mancher Familienvater hatte bisher ehrlich und treu seine Familie ernährt und für die Erziehung seiner Kinder gesorgt. Zu diesen braven Männern gehörte Wilhelm Meier, der als Werkführer in einer Fabrik zu B. sein gutes Auskommen verdiente. Sein braves Weib besorgte die Haushaltung und die Erziehung ihres einzigen Sohnes, des kleinen Karls. Zufriedenheit, des Lebens höchstes Glück, war bisher ihr Theil. Da erschienen die stürmischen Märztage des Jahres 1848. Meier hatte nie zu denjenigen gehört, welche ohne Arbeit ein bequemes Leben führen wollten; nie zu denen, die überall nur tadeln und Gottes Ordnung verkehren möchten nach ihrer eigenen Weisheit; nie zu denen, welche mit neidischen Augen auf den Reichthum und den Besitz Anderer hinschauen und es ihnen mißgönnen; und dennoch wurden er in den Strudel der Revolution mit hinein gezogen, ohne ein Aufrührer zu sein; und dennoch stand er auf der Seite der kämpfenden Aufrührer, ohne mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu haben. Meier hatte gehofft, durch vernünftigen Zuspruch die Leute der Fabrik vom sträflichen Beginnen abzuhalten. Sein Bemühen war vergeblich und er fiel, ein Opfer seiner Pflichttreue, unter dem Dolch eines aufrührerischen Taugenichts. Weinend und klagend stand sein armes Weib, an der Hand den kleinen Karl, am Sarge des geliebten Gatten. Es warteten ihrer traurige Tage. Der Vater, der Versorger der Familie, war nicht mehr, die Erwerbsquelle war versiegt. Einige Wochen lang konnte die Mutter sich noch mit ihrem Söhnchen durchbringen, dann aber war ihr Vorrath zu Ende. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, die Armenkasse in Anspruch zu nehmen; so lange noch ein überflüssiges Hausgeräthe oder Kleidungsstück da war, wurde solches in's Pfandhaus gebracht. Endlich war diese Quelle versiegt. Kein Licht erleuchtete das kleine Stübchen, in dem die Mutter manche stille Thräne weinte. Wo sollte sie Trost und Hülfe suchen? Ach, sie wußte wohl Jemanden, der ihr in dieser Noth hätte helfen können, und auch hätte helfen müssen; allein sie konnte sich lange nicht entschließen hinzugehen. Es war ihre Tante Christine, eine schon betagte unverheirathete Person, die im ganzen Stadtviertel unter dem Namen „die fromme Tante" bekannt war, die wohl an ihr ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit hätte ausüben können. Man nannte sie, wie schon gesagt, die fromme Tante, denn sie gab sich gar sehr das Ansehen einer frommen Person, ging jeden Sonntag zweimal zur Kirche, besuchte auch hin und wieder die Versammlungen, sammelte sogar Beiträge für Bibel- und Missionvereine, — und dennoch war sie nichts weniger als fromm. Warum? Sie liebte ihre beiden Hunde, ihre Katze und ihren Papa-

Die fromme Tante.

gai mehr,
Brüder un
Geschwister
Nächsten
Tante nich
es in die
Wohlthat.
nicht wi
gebet, d
euern L
dem kleine
ringste Un
Eine
sehr; beko
Herz und
ihr in's
hündchen.
mit dem
Bitte vor,
den Lippe
gessenes L
tragen, un
rerischen
fenhaus b
Einem fer
grimmigen
Knäblein
derten sie
herzigen
Tante wu
eilt. De
fand ein
ersten Ma
nicht wied
Aerzte beh
muthet un
Vermögen

gai mehr, als ihre armen Brüder und Schwestern. Hatte sie denn noch Brüder und Schwester? Ei freilich; sind nicht alle Menschen unsere Geschwister? Und hat Christus nicht gesagt: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. Das that aber die fromme Tante nicht. Nur, wo sie von den Leuten gesehen wurde, oder wo es in die Zeitungen kam, spendete sie von ihrem Reichthume eine Wohlthat. Sie gedachte des Herrn Wort nicht: Deine Linke soll nicht wissen, was deine Rechte thut; und weiter: so ihr gebet, daß ihr von den Leuten gesehen werdet, habet ihr euern Lohn dahin. Christine wußte wohl, daß ihre Nichte mit dem kleinen Karl in der größten Armuth lebte; allein nicht die geringste Unterstützung ließ sie ihr zukommen.

Eines Morgens aber rief Karl: „Mutter, mich hungert gar zu sehr; bekomme ich denn kein Butterbrod? Das stach der Mutter in's Herz und sie beschloß den schweren Gang zu ihrer Tante. Als sie zu ihr in's Zimmer trat, saß sie am Kamin und hätschelte ihr Lieblingshündchen. Sie machte ein gar verdrießliches Gesicht, als die Nichte mit dem Söhnchen eintrat. Kaum aber brachte die Unglückliche ihre Bitte vor, so fuhr auch schon ein Ungewitter von Schmähreden von den Lippen der Tante. „Das wär' nun die Strafe für ihr gottvergessenes Leben," sagte sie, „früher hätten sie den Kopf gar hoch getragen, und ihr Mann habe auch nun seinen Lohn für seine aufrührerischen Gedanken erhalten. Sie solle ihren Jungen nur in's Waisenhaus bringen und sich selbst als Magd vermiethen. So gings in Einem fort. Hier ist für Euch nichts zu haben! schloß sie mit einem grimmigen Gesichte. Das arme, unglückliche Weib wankte mit ihrem Knäblein trostlos hinaus. Die Stadt war ihr zu enge, darum wanderten sie vor's Thor hinaus. Hier aber sandte ihr Gott einen barmherzigen Samariter, der sie und ihr Kind erquickte. Doch die fromme Tante wurde gar bald von einem schrecklichen Strafgerichte Gottes ereilt. Den ganzen Tag über war sie sehr mißlaunig, nur ihr Azor fand ein freundliches Wort; die große Hauskatze hingegen erhielt zum ersten Mal einen Schub. Am nächsten Morgen erwachte die Tante nicht wieder: man fand sie in ihrem Bette erdrosselt, und, wie die Aerzte behaupteten, von der Katze. Sie hatte ihr Ende nicht vermuthet und darum kein Testament gemacht; deshalb fiel ihr ganzes Vermögen ihrer nächsten Erbin, der Witwe Meier zu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heinrich der Vogelsteller.

Kaiser Heinrich I., ein Sohn des sächsischen Herzogs Otto des Erlauchten, war im Jahre 876, zwei und sechszig Jahre nach Karls des Großen Tode geboren. In den Wissenschaften wurde er sehr schlecht unterrichtet, denn er lernte nicht einmal lesen, schreiben und rechnen, wie bei uns die gemeinsten Bürgerkinder; desto besser aber im Springen, Reiten, Fechten und allen ritterlichen Uebungen. Man glaubte damals, ein großer Herr habe nicht nöthig, sich mit Studien viel den Kopf zu zerbrechen; zu unsern Zeiten aber urtheilt man anders, und nicht nur unwissende große Herren, sondern alle ungebildeten Menschen überhaupt, werden gering geschätzet und verachtet.

Was der junge Heinrich lernte, das lernte er recht. Er wuchs heran zu einem männlich schönen, kräftigen und tapfern Jüngling, der sich vor keinem andern fürchtete. Ging er auf die Jagd, so ließ er nicht nach, bis er dreißig oder vierzig Eber, Bären, Hirsche mit eigener Hand erlegt hatte; hatte er Feinde zu bekämpfen, so legte er die Lanze nicht eher nieder, als bis er sie gedemüthigt hatte.

Nach dem Tode seines Vaters wollte ihm der damalige Kaiser Konrad I. nicht alle väterlichen Lande lassen, sondern einen Theil davon einem andern Fürsten geben, weil er besorgte, Heinrich möchte zu mächtig werden; allein die braven Sachsen nahmen sich ihres jungen vielgeliebten Herzogs muthig an, schützten ihn in dem Besitz seiner Fürstenthümer, und jagten den neuen Regenten, den ihnen der Kaiser aufdringen wollte, aus dem Lande. Heinrich blieb nun ruhig in dem Besitz seiner Staaten, denn Konrad war nicht mächtig genug, es mit ihm aufzunehmen.

Einst, als Herzog Heinrich in dem Harzgebirge auf der Vogeljagd war, an der er sehr großes Vergnügen fand, ließ sich des Kaisers Bruder, Herzog Eberhard von Franken, nebst mehreren andern edeln Deutschen, bei ihm melden. Was mögen wohl diese von mir wollen? dachte Heinrich, daß sie mich in den Wäldern aufsuchen, und nicht einmal meine Zurückkunft erwarten können. Er ließ sie vor sich kommen, und was brachte ihm Eberhard? Nichts Geringes, als die Reichskleinodien und die überraschende Nachricht, daß Heinrich auf Empfehlung eben dieses Konrad's, der ihm einen Theil seiner Länder hatte wegnehmen wollen, und kürzlich gestorben war, zum deutschen Kaiser erwählt worden sei. Sein ganzes Gefolge begrüßte ihn als solchen mit schallendem Jubelgeschrei; die Jagd aber wurde sogleich eingestellt, denn Heinrich hatte von nun an ganz andere Ge-

danken, als Vogelfang. Die ungeschickten Schriftsteller seiner Zeit hätten ihn daher nicht Heinrich den Vogelsteller nennen sollen.

Das deutsche Reich war damals in einer schrecklichen Zerrüttung. Außen war es von allen Seiten mit Feinden umgeben, und innerlich wütheten Fehden und Räubereien; Jeder that, was ihm gut dünkte, Niemand achtete die Gesetze. Unter Heinrich wurde es aber bald ganz anders; denn in den achtzehn Jahren, die er regierte, erhob er Deutschland wieder beinahe gänzlich von seinem Verfall, stellte die gute Ordwieder her, und brachte es bei dem Auslande in Ansehen und Achtung.

Zu Fritzlar wurde Heinrich zum König ausgerufen. Da nahete sich ihm der Erzbischof von Mainz mit seinem Oelfläschchen, um ihn zu salben, gleich als ob der Neugewählte erst durch priesterliche Salbung zum rechtmäßigen König würde.

Heinrich aber nahm diese Ehre nicht an. Spart, sagte er zu ihm, euer heiliges Oel für Würdigere; mir ist es schon genug, daß ich unter meinem Volke der Erste zur königlichen Würde gelangt bin. — Er sagte zur königlichen Würde, weil die deutschen Kaiser erst nach ihrer Krönung in Rom den Kaisertitel annahmen.

Die Schwaben und Baiern wollten Heinrich nicht als Regenten anerkennen, weil nur die sächsischen, thüringischen und fränkischen Fürsten ihn gewählt hatten; aber schnell, wie ein Wetterstrahl erschien er in Baiern und Schwaben; beide Länder unterwarfen sich ihm ohne Schwertstreich, und bald befestigte die Liebe, was anfangs nur die Furcht bewirkt hatte. Alle kamen zur Ueberzeugung, daß sie keinen bessern Fürsten hätten wählen können, und so wurden sie aus seinen Feinden seine treuergebene Freunde.

Acht Jahre lang herrschte Heinrich über Deutschland, als die Ungarn, die man auch Hunnen und Avaren nannte, weil sie die Nachkommen dieser Völker waren, einen furchtbaren Einfall in das deutsche Reich machten und bis nach Thüringen vordrangen. Sie waren schon mehr als einmal da gewesen, hatten geraubt, gemordet und geplündert, und sich nicht eher wieder entfernt, bis ihnen große Geldsummen waren ausgezahlt, und einen jährlichen Tribut versprochen worden. Es war im Jahre 924. Zum Unglück lag damals der tapfere Heinrich krank im Hildesheimischen, und hatte noch nicht Zeit gehabt, sich auf den Empfang dieser gefährlichen Gäste vorzubereiten. In der Noth, worin er sich befand, wußte er sich nicht anders zu helfen, als durch einen neunjährigen Waffenstillstand, den er sich durch einen jährlichen Tribut erkaufte. Er achtete das Geld nicht; Alles war ihm nur daran gelegen, Zeit zu gewinnen, sich zu rüsten. In seinem Herzen dachte er, seinen braven Deutschen und seiner eigenen Tapferkeit ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trauend: Kommt mir nur wieder nach neun Jahren, ich will euch da einen Tribut bezahlen, an den ihr denken sollt.

Die Ungarn ließen sich glücklich mit Geld abfertigen, und ihre Jahrgelder wurden ihnen redlich bezahlt. Heinrich benutzte indessen die erkaufte Frist mit großer Klugheit. Er gab seinen Kriegern bessere Waffen, übte sie im Kämpfen zu Roß und zu Fuß, ließ Städte und Festungen anlegen, und verordnete, daß der neunte Theil der Landleute in diese Städte und Burgen ziehen sollte, um sie gegen die Feinde zu vertheidigen, und ihnen in den Rücken zu fallen, wenn sie vorüberziehen würden. So entstanden unsere deutschen Bürger, die anfangs nichts waren, als Burg- oder Städtevertheidiger. Anfangs mußten sie von den Landbewohnern ernährt werden, bald aber lernten sie ihr Brod selbst verdienen, denn in Friedenszeiten, wo sie ohne Beschäftigung waren und Langeweile hatten, fingen sie an, allerlei Handwerke und Künste zu treiben. Da sie nun bei fortgesetzter Uebung weit besser und schöner arbeiteten, als die Bauern, so kamen diese in die Städte und kauften ihnen Messer, Sicheln, Sensen, Pflüge, Wagen, Zeuge zu Kleidern, und was sie sonst noch brauchten. Viele solche Arbeiten wurden nach und nach auch weiter verschickt, und so entstand allmälig der deutsche Handel.

Bald fand Heinrich Gelegenheit, seine Heere ernstlicher, als auf dem Paradeplatz in den Waffen zu üben. An der Elbe, der Saale, der Havel, hauseten wendische Völker, die sich wider ihn empörten. Er zog gegen sie zu Felde, schlug sie, und nöthigte sie, ihm unterwürfig zu bleiben. Um sie besser im Gehorsam zu erhalten, machte er den Flecken Branabor zu einer Burg, und legte sächsische Besatzung hinein unter der Anführung eines Mark- oder Grenzgrafen, der über die Wenden zu gebieten hatte. So entstand die Markgrafschaft Brendenburg. Eben so legte er gegen einen andern Wendestamm, die Dalemimier, die Markgrafschaft Meißen an. Er eroberte hierauf die ganze Lausitz und Prag, die Hauptstadt der Böhmen. Dann ging er auf die Normänner in Dänemark los, eroberte Schleswig, und setzte auch dahin einen Grenzgrafen, den König von Dänemark aber und sein Volk zwang er, christliche Lehrer anzunehmen, und den Götzendienst und die abscheulichen Menschenopfer abzuschaffen.

Jetzt war der Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende. Sie schickten Abgeordnete, und verlangten einen neuen Tribut. Heinrich verlachte sie mit ihrer Forderung, und schickte ihnen statt Gold einen räudigen Hund. So erzählt man wenigstens. Hoch ergrimmt über diesen Schimpf, kamen die wilden Ungarn in zahllosen Heereshaufen, und fielen in Sachsen und Thüringen ein. Jetzt aber fürchtete man

sich nicht mehr vor ihnen. Heinrich erwartete sie festen Fußes, und schlug sie dergestalt in einer großen Schlacht bei Sondershausen, daß sie über Hals und Kopf die Flucht ergreifen mußten. Er ließ den Flüchtlingen nachsetzen, und alle, die man einholte, wurden entweder niedergehauen, oder als freche Räuber an Bäumen aufgeknüpft.

Um sich dankbar gegen Gott zu beweisen für diesen und so manche andere herrliche Siege, ließ Heinrich viele Kirchen und Klöster erbauen; auch legte er die Bisthümer Brandenburg und Havelberg an. Und um seinen Kriegern Beweise seiner Erkenntlichkeit zu geben, ertheilte er Befehl, daß in dem Stifte zu Quedlinburg die Töchter der Edeln, die in den Kriegen für das Vaterland gefallen waren, anständig erzogen und bis zu ihrer Verheirathung standesmäßig unterhalten werden sollten.

Im Jahr 936 starb dieser große Mann zu Memleben an der Unstrut, als er eben einen Zug nach Italien beschlossen hatte. Sein Leichnam wurde zu Quedlinburg beigesetzt.

Sanct Vitus zu Corvei.

(Legende von A. Vogl.)

Feierlich vor allen Festen
Ward zu Corvei von den Brüdern
Der Sanct Vitustag begonnen.

Am demselben Tage kamen
Aus dem Sollinger Gewälde
Jedesmal zwei braune Hirsche
Zu der stillen Klosterpforte
(Die darum die Hirschenpforte
Von den Brüdern ward geheißen.)
Und der Eine von den Hirschen
Ward als ein willkomm'ner Braten
Von den Brüdern hingenommen,
Während sich der Andre wieder
Rückwärts gab zum Waldesdunkel,
Um im nächsten Jahre wieder
Einen andern Hirsch zu bringen.

Auch erhoben in der Weser
Sich zwei silberschupp'ge Störe
An demselben Tag und schwammen
Zu dem Kloster hin an's Ufer,
Und so ward als leck're Speise
Stets der Eine eingefangen,
Während sein Gefährte immer
Sich hinwegbegab vom Ufer,
Um im nächsten Jahre wieder
Einen andern Stör zu bringen.

Doch das seltenste von allen
Wundern, das ergab zu Vitus
Sich im Corvei-Kloster selber.

Denn zu dieses Tages Feier
Sprudelte mit hellem Klange
Hinterm Altar in der Kirche
Stets ein Quell des besten Weines,
Wie man keinen sonst verkostet.
Und so feierten die Brüder
Jahr um Jahr das Fest des Heil'gen,
Und genossen von dem Hirsche,
Und genossen von dem Störe,
Und erquickten sich am Weine,
Nach Sanct Benedictus Regel
Jeder einen Becher leerend.

Einstmal aber, als der Gäste
Viele sie zum Fest geladen,
Edle Herren und Prälaten,
Sprachen unter sich die Brüder:
„Weshalb sollten wir nicht einmal
Beide Hirsche uns behalten,
Uns behalten beide Störe
Und noch mehr des Wein's genießen,
Als nur immer einen Becher?
Lasset einmal uns die Feier
Recht nach Wunsch und Lust begeh'n!

Und als nun die Hirsche wieder
Zu der Klosterpforte kamen,
Wurden beide von den Brüdern
Festgenommen und getödtet.

Und als nachher auch die Störe
Wie gewohnt zum Ufer schwammen,
So erging's den Fischen eben
Wie's dem Schmalthier war ergangen;
Und als hinterm Altar wieder
Sprudelte das Gold des Weines,
Drängten sich hinzu die Brüder,
Füllten Becher voll um Becher,
Füllten Krüge voll um Krüge,
Schleppten auf und schleppten nieder,
Durch das Uebermaaß entwürd'gend
Was zur Labe ward gespendet.

Aber als hierauf nun wieder
War, nach Ablauf eines Jahres,
Der Sanct Vitustag gekommen,
Und die Brüder wie gewöhnlich
Harrten auf die beiden Hirsche,
Harrten auf die beiden Störe,
Lauschten auf des Weines Sprudeln,
Kam kein Hirsch mehr zu der Pforte,
Kam kein Stör mehr an das Ufer,
Blieb geleert das Marmorbecken,
Blieb der Spring versiegt für immer.
Also ward bestraft, was frevelnd
Sie verübt im Kloster Corvei.

Die Gemse.

In der Mitte von Europa erhebt sich ein hohes Gebirge, die Alpen, das sich in einer bedeutenden Ausdehnung von Osten nach Westen zieht. Wenn man von Italien aus zu diesem Gebirgskamm emporbringt, kommt man zuerst durch lieblich duftende Orangengärten und Olivenhaine, auf einer größern Höhe durchwandert man Wälder von Kastanien und Eichen, höher oben stößt man auf Buchen, und noch höher auf die düstern Waldungen von Fichten, Tannen und Lerchenbäumen. Zuletzt verlassen den Wanderer auch diese, aller Baumwuchs hört auf, und endlich bedecken nur noch niedrige Pflanzen den Boden, bis der Schnee, der Sommer und Winter auf den Gipfeln lagert, allem Pflanzgewächse ein Ende macht. Während des kurzen Sommers überziehen sich die vom Schnee begrenzten Alpenwiesen mit

frischen, saftigen Kräutern, deren Blüthen in den schönsten und reinsten Farben prangen. Selbst diese Gegenden sind noch von Thieren bewohnt. Da springt die Gemse von Berg zu Berg, von Klippe zu Klippe, zufrieden mit der sparsamen Nahrung, welche sie dort findet.

Die Gemsen haben die Größe und Gestalt einer Ziege, aber ihr Bau ist kürzer und gedrungener; ihr Haar ist braun gefärbt; ihre schwarzen Hörner sind nach hinten gebogen. Sie leben meist in größern Gesellschaften von zwanzig und mehreren zusammen. Wenn sie mit einander weiden, stellen sie auf einen hervorspringenden Felsen eine als Wachtposten aus; diese späht und wittert nach allen Seiten, und merkt sie Gefahr, so stampft sie mit den Füßen, warnt mit gellendem Pfiff, und die Heerde flieht mit ungemeiner Behendigkeit. Die Gemsen bewegen sich mit großer Leichtigkeit oft 12 bis 15 Fuß weit, aber ihr Sprung ist sicher abgemessen, nur selten stürzt eine in die Tiefe hinab.

Mit einbrechendem Winter, wenn die Weiden mit Schnee sich bedecken, ziehen die Gemsen an den Bergabhängen weiter hinab, um unter den Schneedächern der Fichten und Tannen Schutz und kümmerliche Nahrung zu suchen. Im Anfang des Frühjahrs, wenn im Thal die Knospen der Bäume schwellen, wagen sie oft noch weiter in die Ebene vorzudringen, um sich an dieser Lieblingsspeise zu laben. Allein bald ziehen sie sich wieder auf die hohen Triften zurück. Diese Wanderungen sind für sie höchst gefährlich, denn der Schnee wird locker, und wenn sie über die Schneefelder hinspringen, versinken sie in denselben oder stürzen in einen mit Schnee bedeckten Abgrund. Wenn sie in größerer Gesellschaft über ein Schneefeld wandern, sollen sie sich oft auf eigenthümliche Weise helfen. Die erste springt in den Schnee hinein, eine zweite auf deren Rücken, und macht von da aus einen zweiten Sprung, dann folgt eine dritte, und so geht es fort bis zur letzten, worauf die erste wieder über die andere wegspringt. Auf diese Weise setzen sie ihre Wanderung fort, bis sie wieder festen Fuß fassen können.

Aber selbst diese friedlichen Thiere sind auf ihren schwer zugänglichen Weiden nicht sicher. Zwei Feinde sind ihnen besonders furchtbar; der eine ist der Geier. Dieser Vogel, der die hohen Alpengipfel als Wohnungen mit den Gemsen theilt, kreis't oft noch hoch über ihnen in den Lüften, und sieht er ein junges Thier in einem Schlupfwinkel liegen oder fröhlich um die Mutter herumspringen, so stürzt er mit Windesschnelligkeit auf dasselbe herab, packt es mit seinen starken Klauen, trägt es auf einen Felsen und zerreißt und verzehrt es.

Aber noch weit gefährlicher wird ihnen der andere Feind, der

Mensch. Seit langen Zeiten ist die Gemsjagd ein Erwerbszweig für die Gebirgsbewohner, und daher kommt es, daß die Zahl der Gemsen mit jedem Jahr abnimmt. Jedoch nur kühne, schwindelfreie und geübte Schützen taugen zu diesem halsbrechenden Handwerk. Früh, wenn noch der Nebel auf den Thälern lagert, wirft der Gemsjäger seine Tasche über, füllt sie mit einigen Nahrungsmitteln, befestigt die Fußeisen an den Stiefeln, ergreift Stab und Büchse und verläßt seine Wohnung, oft um nie wiederzukehren. Er steigt den Berg hinan, und wenn er auf den Bergweiden die höchsten Sennen im Rücken und den geschäftigen Sennern seinen „guten Morgen" zugerufen hat, dann beginnt die mühsame Wanderung. Er muß auf steilen Pfaden emporklettern, über jähe Abgründe springen und über Schnee- und Eisfelder steigen, bis er den Weideplätzen der Gemsen nah't; und doch muß er früh dort ankommen, denn mit vorrückendem Tage zieh'n sich die Gemsen weiter hinauf, und immer schwieriger wird die Verfolgung.

Endlich entdeckt er ein Rudel, und nun gilt es, die vorsichtigen Thiere zu überlisten; er bleibt deßhalb entweder hinter einer Felsenwand stehen, bis ein Thier schußrecht kommt, oder er kriecht dem Wind entgegen auf dem Bauche näher heran. Ist er glücklich der Heerde genaht, dann legt er an, aber dabei muß er vollkommen seine Ruhe bewahren; denn wenn er fehlt, ist die Beute für diesen Tag dahin; die eingeschüchterten Thiere suchen das Weite, und es gelingt dem Jäger selten, an diesem Tage noch einmal zum Schuß zu kommen. Oft wird eine Gemse getroffen, und stürzt sie nicht sogleich, dann verfolgt der Jäger die Blutspur, jedoch oft umsonst, da die Gemsen ein äußerst zähes Leben haben, und auf drei Beinen fast noch eben so geschickt laufen und springen, als auf allen vier. So ereignete es sich einmal, daß ein Jäger einer Gemse einen Fuß zerschoß, aber sie dennoch nicht erreichen konnte, obwohl er sie fast alle Tage zu Gesicht bekam; erst im vierten Jahre nach diesem Vorfall erlegte er sie.

Aber nicht selten geschieht es, daß der Gemsjäger den ganzen Tag nicht ein einziges Thier erblickt, oder ihm nicht nahen kann. Der Abend bricht herein, dichte Nebel entstehen, die ihn kaum wenige Schritte weit sehen lassen, und er kann nicht an den Heimweg denken. Unter diesen Umständen muß er auf den kalten Felsen in einer Höhle, fern von aller Bequemlichkeit übernachten, und ist der Gefahr ausgesetzt, zu erfrieren.

Ist er aber auch wirklich so glücklich gewesen, eine Gemse zu erlegen, dann hat er noch den Rückweg zu überstehen, der oft noch gefährlicher ist, als das Aufsteigen. Um die Hände frei zu behalten,

bindet er die Füße der Gemse zusammen und hängt sie über die Schultern. Jetzt sieht er vielleicht erst, in welch' unwegsame Gegenden er sich verstiegen hat, denn zu diesen Betrachtungen hat ihn der Jagdeifer nicht früher kommen lassen. Mühsam klettert er an den steilen Felsen hinab, aber wie leicht giebt ein Stein nach, auf den er eben seinen Fuß gesetzt hat! wie leicht löst sich ein Strauch, an den er sich mit den Händen angeklammert hat, aus der Erde, die seine Wurzeln nur dürftig deckt! In beiden Fällen ist es um ihn geschehen, er stürzt in den Abgrund, und sein Körper zerschellt an den Wänden; oder kommt er mit einem Beinbruch davon, dann verhallet sein Hülferuf in den unbewohnten Bergen, und ein jammervoller Tod steht ihm bevor. Und das sind noch nicht die einzigen Gefahren, denn oft bildet sich auf den höchsten Gipfeln ein kleiner Schneeball, schwillt während des Herabrollens zur furchtbaren Lavine an, reißt Steine und Bäume mit sich fort und begräbt den Jäger sammt seiner Beute in den dichten Schneemassen. Und wie groß ist der Gewinn seiner halsbrechenden Jagd, wenn er glücklich heimkehrt und eine Gemse mitbringt? Höchstens zwölf bis fünfzehn Gulden, die er für Fell, Fleisch und Hörner bekommt.

Wenige Gemsjäger sterben eines natürlichen Todes; weder Verwundung, noch andere überstandene Gefahren kann sie von ihrem gefährlichen Handwerke abschrecken, und oft sind in einer Familie Großvater, Vater, Sohn und Enkel auf dem nämlichen Wege umgekommen. Früh ist der Jäger noch gesund ausgegangen, aber mit anbrechendem Abend ist er noch nicht zurückgekehrt. Frau und Kinder harren sein in der ärmlichen Stube, während draußen der Sturm durch Schluchten und Bäume heult; wie nun aber tiefe Nacht Thal und Berge deckt, und der Ersehnte noch immer nicht da ist, begeben sie sich zur Ruhe. Aber welch' traurige Nacht! Die treue Gattin erquickt kein sanfter Schlummer, ihre Gedanken weilen auf den Bergen und verlieren sich in den mancherlei Gefahren, die dem Gatten zugestoßen sein können. Doch noch immer giebt sie die Hoffnung nicht ganz auf, es ist ja möglich, daß nur Sturm und Nebel ihn auf den Höhen zu übernachten gezwungen haben. Der Morgen bricht an, der Tag vergeht, aber der Gatte kehrt nicht heim. Freunde und Verwandte rücken aus, um dem Lebenden Hülfe zu bringen, oder den Todten aufzusuchen, aber oft finden sie ihn nicht. Gattin und Kinder beweinen den Hingeschiedenen, und nicht einmal der Trost ist ihnen geblieben, daß er in ihrer Nähe ruht, so daß sie sein Grab besuchen könnten, sondern er liegt zerfetzt in einer Schlucht und dient den Raubvögeln zur Nahrung.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF